This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

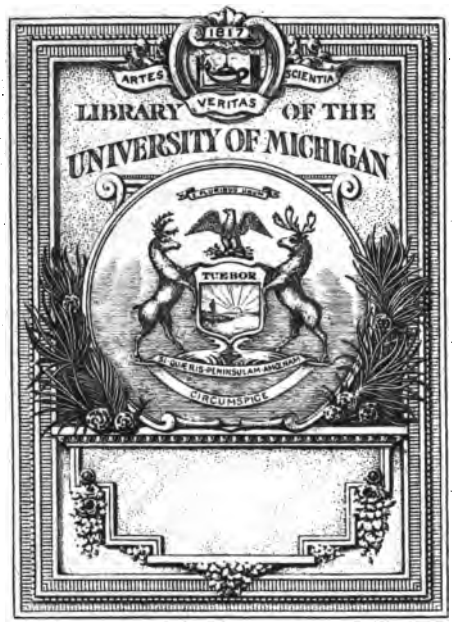
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

51

Bilder aus der Diaspora

Kurzgefaßte Geschichte des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in der Schweiz

dargestellt im Auftrag der Vereinsvorstände

von Pfarrer **Karl Stockmeyer**

Sekretär des Vorvereins

Mit 16 Abbildungen

Basel

Druck und Verlag von M. Werner-Riehm

1908

BX
9434
.S86

Exchange
Basel
Universitaets Bibliothek

JAN 17 1947

Vorwort.

Es wurde kürzlich über den proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsverein von befreundeter Seite geurteilt: Seine Reklame ſtehe im umgekehrten Verhältnis zu ſeiner Bedeutung, mit andern Worten: er mache zu wenig von ſich reden. Nun, ſo möge denn dieſe Schrift, der wir eine weite Verbreitung in der reformierten Schweiz wünſchen, bisher Verſäumtes nachholend, dazu beitragen, unſer Werk bekannter zu machen und ihm manchen neuen Freund zu gewinnen. Sie will in allgemein faßlicher Weiſe das Wirken des Vereins von ſeiner Entſtehung bis in die neueſte Zeit in einzelnen Bildern vor Augen führen und ſo in mehrfacher Hinſicht eine Ergänzung bieten zu der 1883 erſchienenen „Geſchichte der proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsvereine in der Schweiz“ von Scherrer. Ob es ihr gelungen, ſei der Nachſicht des Leſers anheimgeſtellt. Daß dabei auf erſchöpfende Detailbehandlung mußte verzichtet werden, iſt in dem oben angegebenen Zweck des Büchleins begründet.

Auf das Bild Seite 5, das den Zürcher Neujahrsblättern vom Jahr 1810 entnommen iſt, ſind wir durch die Freundlichkeit des Herrn Prof. Dan. Burckhardt-Werthemann in Baſel hingewieſen worden, diejenigen auf Seite 61, 67, 75 und 77 verdanken wir der Zuvorkommenheit des Guſtav-Adolf-Vereins reſp. deſſen Verleger Arwed Strauch in Leipzig.

Baſel, im September 1907.

Der Verfaſſer.

1. Wie das Werk entstand und was es soll.

Das untenstehende Bild führt uns in die ersten Anfänge unsres Werks. Es sind die von dem katholischen Landvogt aus ihrer Heimat vertriebenen evangelischen Locarner, wie sie im gastlichen Zürich Aufnahme finden. Am Abend des zwölften Mai 1555 langten sie auf Schiffen von Wädensweil herkommend an. Die Reise über die stark verschneiten Alpen mit Weib und Kind war mühsam und gefahrvoll gewesen. Alles, groß und klein, eilte zu ihrem Empfang ans Ufer. Rechts der ehrwürdige Mann ist der Antistes Heinrich Bullinger, Zwinglis Nachfolger; er faltet die Hände und blickt

Anmerkung. Diaspora, ein griechisches Wort, heißt Zerstreuung. Es wird von alters her gebraucht für Glaubensgenossen, die unter anders Gläubigen zerstreut leben. Also Juden unter den Griechen, Christen unter den Heiden, Evangelische unter Katholiken usw. Joh. 7,35. Jak. 1,1. 1. Petr. 1,1. Luther übersetzt das Wort mit „hin und her".

dankend nach oben, als wollte er sagen: Gottlob, daß sie da sind! Und sie selbst in demütig bittender Stellung scheinen sich des längst mit Freuden zugesagten Schutzes aufs neue versichern zu wollen. Es waren mehrere Hundert an der Zahl, wir nennen die Geschlechter der Orelli und Muralt, die so in Zürich und auch in Basel Zuflucht und Glaubensfreiheit fanden und zum Dank durch Einführung der Seidenindustrie den Wohlstand ihrer neuen Heimat hoben.

Und in der Folgezeit hat die evangelische Christenheit sich oft und viel der Refugianten oder Emigranten, wie man die um ihres Glaubens willen vertriebenen Protestanten nannte, angenommen. Es kamen die Hugenotten aus Frankreich, die Waldenser aus Italien, es kamen ungarische Pfarrer, die durch den holländischen Admiral Ruyter aus der Galeerensklaverei befreit waren, es kamen die evangelischen Salzburger und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Zillertaler aus Tirol, und die Glaubensbrüder in der Schweiz und in Deutschland wetteiferten miteinander sie aufzunehmen, ja es bildeten sich besondere Unterstützungskassen und sogenannte Exulantenkammern, Behörden, die sich mit Versorgung und Weiterbeförderung der Flüchtlinge zu befassen hatten. So war von jeher der evangelische Glaube in der Liebe tätig. So hat unser Werk begonnen, sobald die Not sich zeigte und zwar in einer für uns heutige Protestanten beschämenden Weise. Haben doch unsre Vorfahren nicht bloß reichlich ihr Geld gespendet, sondern Opfer persönlicher Hilfeleistung gebracht. Und doch eine ungenügende Hilfe, denn sie war vereinzelt und zufällig, es fehlte die planmäßig geordnete Liebestätigkeit; sobald der Exulant versorgt und später der Kollektant befriedigt, sobald der Notschrei verstummt war, ließ man die Sache auf sich beruhen, ganz im Unterschied von der katholischen Kirche, die von jeher mit vollem Bewußtsein und nach klarem Plan auf die Erhaltung und Ausbreitung ihres Besitzes und auf die Wiedergewinnung der von ihr Abgefallenen hingearbeitet hat.

Und wahrlich die Not war vorhanden, auch wenn von harter Verfolgung immer weniger konnte geredet werden, — ja die Not der Glaubensgenossen in katholischen Gegenden nahm

zu mit dem Anbruch der Neuzeit. Die religiöse Duldung, die immer mehr sich Geltung verschaffte, der Aufschwung von Handel und Industrie, die bessern Verkehrsmittel, das alles erleichterte die Auswanderung und bewirkte eine Vermischung der Konfessionen, wie frühere Zeiten sie nicht kannten. Überall unter den Katholiken siedelten sich Protestanten an, die, sich selbst überlassen, ohne Kirche und Gottesdienst, in Gefahr waren, der Gleichgültigkeit und dem Unglauben oder dem römischen Bekehrungseifer anheimzufallen und die auch beim besten Willen aus eigenen Mitteln für ihre kirchlichen Bedürfnisse nicht aufzukommen vermochten. Wohl waren in unserm Vaterlande da und dort an katholischen Orten reformierte Gemeinden gegründet worden. So im Jahre 1826 in Luzern, 1835 in Solothurn, 1836 in Freiburg. Die heimatlichen Kantonsregierungen, unterstützt von privater Hilfe, hatten es als Ehrensache angesehen, sie ins Leben zu rufen und zu unterhalten. Aber wie wenig war damit getan. Noch fehlte in weitern Kreisen die Kenntnis der Not, das Bewußtsein der heiligen Pflicht und der freudige Trieb zu helfen.

Da wurde dieser Trieb lebendig und zwar an mehreren Orten zugleich, wie es oft zu gehen pflegt, wenn die Liebe und die Wahrheit sich Bahn brechen. In der Schweiz und in Deutschland standen Männer auf, welche die Not erkannten und die nicht länger zusehen wollten, wie die Glaubensbrüder unsrer Kirche verloren gingen.

Es war der erste Pfarrer von Freiburg, der Basler Wilhelm LeGrand, ein Schüler Oberlins, der unsern schweizerischen Hilfsverein ins Leben rief. Im Sommer 1840 hatte er eine Reise durch das österreichische Salzkammergut unternommen. Ganz erfüllt von dem Schicksal der dortigen Protestanten, kehrte er auf der Rückreise in Bern an, schilderte — es war am 6. August — der daselbst tagenden Predigerversammlung in der ihm eigenen herzandringenden und originellen Lebhaftigkeit die Not der Glaubensbrüder und stellte den Antrag: „Es möchten sich in unserm schweizerisch-reformierten Vaterlande Vereine bilden, welche sich die Unterstützung bedürftiger Glaubensgenossen zur Aufgabe machten". Die Gesellschaft stimmte

ihm bei und beauftragte ihn, seine Gedanken genauer zu entwickeln und an der nächstjährigen Versammlung bestimmtere Vorschläge zu bringen. Vorläufig aber gaben die anwesenden Schweizerpfarrer ihrem Interesse und ihrer Liebe dadurch greifbaren Ausdruck, daß sie sofort 120 Gulden und 48 Kreuzer für die Evangelischen in Österreich zusammenlegten. Im August 1841 tagte die Predigergesellschaft in Basel. Le Grand brachte seine Vorschläge, sie gingen etwas abweichend von dem letztes Jahr geäußerten Gedanken dahin, das Werk unter Aufsicht und Verwaltung der Kirchenbehörden zu stellen. Sehen wir uns, bevor wir weitererzählen, das Bild des Mannes ein wenig an. Aus den an sich unschönen Zügen spricht die Herzensgüte, die lautere Aufrichtigkeit und Freudigkeit des Kindes Gottes. Von unscheinbarem Äußern und oft über die Maßen formlos war Papa Le Grand von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Im Jahre 1844 wurde er Hausvater des wieder neu gegründeten theologischen Alumneums zu Basel und blieb es bis kurz vor seinem 1874 erfolgten Lebensende. Hier hat seine arglose Liebe, die freilich von unwürdigen Studenten auch mißbraucht wurde, die Empfänglichen gewonnen zu bleibender Anhänglichkeit. Auch hier hat er im Dienste unsres Vereins gewirkt, indem er die Stiftung der jetzt noch bestehenden Freiplätze für böhmisch-mährische Theologen anregte. Sein Beruf war, wie er selber bekannte, der des Bettelns. So sagte er einmal bei einer Festversammlung unsres Werkes in Ulm: „Der liebe Gott hat mir den seligen Beruf zum Betteln gegeben. Ich werde, weil

Pfarrer Wilhelm Le Grand.

ich schon ein alter Mann bin, vielleicht das meiste vergessen, was ich hier schönes gehört habe; aber das werde ich nicht vergessen, was ich von meinen lieben Brüdern in Holstein gehört habe. Der Kreuzer, welchen die Kinder von jedem Korb gesammelter Heidelbeeren im Odenwald an ihren Geistlichen zu unserm frommen Werk geben — paßt auf, ihr lieben Seelen, und gebt Achtung, daß dieser Heidelbeerkreuzer uns nicht beim heiligen Mahl verklage! Wieviele Kreuzer werden für Zigarren ausgegeben, wieviele von unsern Frauen an Gegenstände des Luxus verschwendet! Ihr lieben Freunde, Jünglinge, Kinder, verleugnet euch, um etwas darzubringen für die Armen! Laßt uns immer mehr den heiligen Geiz aneignen. Es gibt auch einen verfluchten Geiz, aber ich meine den seligen Geiz, wo man immer darauf kalkuliert, das zu tun, was dem Willen des himmlischen Vaters gemäß ist, uns einen Schatz im Himmel zu sammeln. Dann stehen die Aktien nicht bloß al pari an der himmlischen Bank, dann stehen sie höher! Denken Sie an die himmlische Bank! Dort sind die gerechten Bankhalter!"

Die Leser werden es nicht mißbilligen, daß wir einige Augenblicke beim Bild und Wesen des Stifters unsres Werkes verweilten. Doch nun zurück zur Geschichte unsres Vereins!

Während man über Le Grands Vorschläge beriet, erhielt die Sache einen neuen kräftigen Anstoß von außen her. Am 31. Oktober 1841, dem Tage, da einst Luther seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, erließ der hessische Hofprediger, Dr. Karl Zimmermann, in der Darmstädter allgemeinen Kirchenzeitung einen Aufruf an die protestantische Welt, in welchem es heißt: „Weihet den heutigen Tag durch den Entschluß, einen Verein für die Unterstützung hilfsbedürftiger protestantischer Gemeinden zu gründen". Mit heiliger Begeisterung rief er der evangelischen Christenheit die seither zum Wahlspruch unserer Sache gewordene apostolische Mahnung ins Gewissen: Lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen (Gal. 6, 10). Von Le Grands Vorgehen scheint Zimmermann nichts gewußt zu haben, und merkwürdig, sie beide wußten nicht, daß das von ihnen geplante

Werk schon seit neun Jahren bestand. Damit verhält es sich folgendermaßen. Auf dem Schlachtfelde von Lützen steht der Schwedenstein, ein einfacher Granitblock mit der schlichten Inschrift: G. A. 1632. Er bezeichnet den Ort, wo der große Schwedenkönig Gustav Adolf, der vor bald 300 Jahren zur Rettung der evangelischen Sache mit seinem Heere nach Deutschland herübergekommen, tapfer kämpfend gefallen war. Der treue Stallknecht des Königs, Erikson, hatte den Stein nach der Schlacht mit Hilfe einiger Bauern hingewälzt. Bei der zweihundertjährigen Gedenkfeier am 6. November 1832 beschlossen die um den Schwedenstein versammelten Protestanten, dem edlen König ein würdigeres Denkmal zu errichten. Das geschah. Der Schwedenstein wurde mit einem stilvollen eisernen Tempel überdacht. Aber es geschah noch in einem andern Sinne. Superintendent Dr. Großmann aus Leipzig, der bei jener Gedenkfeier mitanwesend war, äußerte den Gedanken: schöner und würdiger noch als ein Denkmal von Stein und Erz wäre eine Stiftung zur Unterstützung der in ihrem Glauben bedrängten evangelischen Gemeinden. So entstand die Gustav-Adolf-Stiftung. In Leipzig und Dresden bildeten sich Komitees, die einen Fonds sammelten. Aber das Liebeswerk fand nur geringe Unterstützung und wurde über Sachsen hinaus kaum bekannt. Es war noch nicht Hilfsvereinszeit. Da brachte der Aufruf Dr. Zimmermanns die fast vergessene Sache wieder ans Licht und in frische Erinnerung. Es vereinigten sich am 16. September 1842 etwa 400 Männer Deutschlands in Leipzig und gründeten im Anschluß an das bestehende Werk den evangelischen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung, unsern großen deutschen Bruderverein, der sich rasch über die deutschen Lande ausbreitete und mächtig wuchs und erstarkte, so daß er heute nicht weniger als 50 Hauptvereine, 2000 Zweigvereine und 648 Frauenvereine umfaßt mit einer finanziellen Jahresleistung von 1,700,000 Mark.

Auch in der Schweiz hatte man nun nicht länger gezögert. Auf Antrieb von Professor De Wette erließ die Basler Predigergesellschaft schon am 7. Februar 1842 einen Aufruf an die Bürgerschaft. Der Erfolg war, daß 120 Männer ihren Beitritt erklärten, und am 18. Oktober desselben Jahres

der erste protestantisch-kirchliche Hilfsverein der Schweiz in Basel gegründet wurde. De Wette hatte den Namen vorgeschlagen. Es ist nicht zu leugnen, er klingt etwas prosaisch-nüchtern und schwerfällig; Gustav-Adolf-Verein lautet erhabener und fällt besser ins Ohr. Aber zufällig ist die Namengebung auf beiden Seiten nicht. Wenn die Kirche der Reformation in Deutschland sich nach dem Heldennamen Luthers und der dortige Verein zur Unterstützung der Glaubensgenossen nach demjenigen Gustav Adolfs sich nennen, so reden wir Schweizer, die Person hinter die Sache zurückstellend, rein praktisch von einer nach Gottes Wort reformierten Kirche und von einem protestantisch-kirchlichen Hilfsverein.

Als Zweck des Vereines nennen die kurz und bündig abgefaßten Statuten: „Zu Begründung und Aufrechterhaltung des kirchlichen Lebens unter den Protestanten nach Kräften und im Sinne echter christlicher Bruderliebe mitzuwirken", und in weiser Umsicht fügen sie erläuternd bei: „Der Verein wird dabei zunächst diejenigen evangelisch-protestantischen Glaubensbrüder berücksichtigen, die entweder in nicht protestantischen Ländern in der Zerstreuung und Verwahrlosung leben und es noch zu keinem kirchlichen Verband gebracht haben oder die, auch wo ein solcher Verband bereits besteht, zur weiteren Fortsetzung und Hebung ihres protestantischen Gottesdienstes der dazu nötigen Mittel beraubt sind. Er wird aber auch da hilfreich die Hand bieten, wo innerhalb protestantischer Länder das kirchliche Leben darniederliegt oder der Nachhilfe und Pflege bedarf." So war der helfenden Bruderliebe in erwünschter Weise freier Spielraum gelassen und doch zugleich die gebührende Grenze gezogen. Denn das wurde gleich zu Anfang als feste Norm aufgestellt: „Wir gehen nicht darauf aus, als eine protestantische Propaganda Proselyten zu machen; nur das schon Errungene, und mit großen Opfern Errungene, wollen wir festhalten, das Zerstreute sammeln, das im Erlöschen Begriffene wiederaufrichten, den Abfall verhüten, das was sterben will stärken, das Erschlaffte und Tote beleben." An den Vorberatungen hatten Ratsherren und Bürgermeister teilgenommen und der zur Leitung berufene Neuner-Vorstand zeigt die erlauchten Namen eines Karl Rud. Hagen-

bach, De Wette, Wilhelm Wackernagel, Samuel Preiswerk. Hagenbach war der erste Präsident und blieb es über 30 Jahre lang bis zu seinem 1874 erfolgten Tode. Schon als Kirchenhistoriker und hervorragender Kenner und Geschichtsschreiber der Reformation eignete sich der feine, geistvolle Mann ganz besonders für dieses Amt, und er hat dem Werke „durch seine milde und liebevolle Persönlichkeit Freunde in den weitesten Kreisen zu erwerben gewußt". Auch seine Harfe hat er im Dienst unsrer Sache ertönen lassen. Gerne singt die Hilfsvereinsgemeinde bei ihren Festen sein ernst und feierlich mahnendes „Lied des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins":

Prof. Karl Rud. Hagenbach.

Wachet auf, erhebt die Blicke,
Laut mahnen uns die Weltgeschicke,
Es dränget hart der Brüder Not;
Seht, gekommen ist die Stunde,
Die uns vereint zu schönem Bunde,
Zu tun, was uns der Herr gebot.
Laßt nicht die Hände ruhn;
Das Gute laßt uns tun
An jedermann im rechten Geist,
Doch wie es heißt:
An Glaubensbrüdern allermeist.

So war Basel vorangegangen. Nun galt es, die übrige evangelische Schweiz für das Werk zu gewinnen. Und hier ist es wiederum Wilhelm Le Grand, dem das Hauptverdienst gebührt. Aus Gesundheitsrücksichten hatte er sein Pfarramt in Freiburg niedergelegt und war nach Basel übergesiedelt, um hier die „Seele

des Hilfsvereins zu werden". Zu Anfang 1843 ließ er eine Schrift in die protestantische Schweiz ausgehen, die nach wenigen Monaten in zweiter vermehrter Auflage erschien und weithin Verbreitung fand: Die kirchliche Not unserer protestantischen Glaubensgenossen in der Nähe und in der Ferne. Er durchgeht darin die Notgebiete in der Schweiz, Frankreich, Deutschland, Österreich, wendet seinen Blick nach Italien, Rußland, der Türkei und Nordamerika und fordert zu reger Teilnahme und Beisteuer auf. Er sagt unter anderem: „Wenn von den 1,200,000 Protestanten unsres Vaterlandes im Durchschnitt jeder jährlich auch nur einen Kreuzer gäbe, welch schöne Summe würde dies ausmachen und wie unaussprechlich viel Gutes könnte unter Gottes Segen dadurch bewirkt werden!... Darum mit Glaube und Liebe ans Werk, liebe protestantische Glaubensgenossen in unserem Vaterlande! Der Gott aller Gnade, der da will, daß allen Menschen soll geholfen werden und alle Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit kommen und also auch darin erhalten werden sollen, der erwecke euch selbst dazu! Er lasse das Unternehmen auch ein wirksames Mittel dazu werden, daß das vielfach locker gewordene Band der Liebe und der Einigkeit unter den verschiedenen protestantischen Kirchen immer mehr geknüpft werde und der gemeinsame Glaube auch durch gemeinsames Wirken im Geiste der Liebe und des Friedens sich betätige. Sein Segen walte über diesem so wie über jedem andern zu seiner Ehre und zum Heil unsrer Mitbrüder unternommenen Werke!" Und Le Grands Wort fiel auf empfänglichen Boden und fand willige Herzen. Nachdem schon im Dezember 1842 in Schaffhausen ein Hilfsverein sich gebildet hatte, folgten 1843 Zürich, Neuenburg, Bern, St. Gallen, Genf, so daß am 16. August desselben Jahres bei Anlaß der Predigerversammlung in Aarau bereits sieben Vereine zu einem Bund, mit Basel als Vorverein, sich zusammenschließen konnten.

2. Wie das Werk wuchs und sich weiter gestaltete.

Da ist es nun ergangen nach dem Gleichnis vom Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker, und aus dem Körnlein wurde ein Baum, unter dessen Ästen die Vögel nisten. Aus dem einen Basler-Verein wurden sieben schweizerische Vereine und die sieben wuchsen sich in Bälde aus zu fünfzehn. Es schlossen sich an 1844 Graubünden, Appenzell, Thurgau, 1846 Waadt, Aargau, Baselland, 1853 Glarus und endlich 1857 der Seebezirk des Kantons Freiburg. Und diese fünfzehn Äste setzten da und dort frische Zweige an. Es bildeten sich im Kanton Bern fünf Bezirksvereine, nämlich der Bieler, der Emmentaler, der Oberländer, der Oberaargauer und der jurassische. Der Zürcher Verein spannt sein Netz über den ganzen Kanton aus, indem er in jedem seiner elf Bezirke zwei Vertreter hat, die für den Verein wirken.

Aber auch die Frauenwelt blieb nicht untätig. Seit dem Jahre 1860 haben sich Frauen in der protestantischen Schweiz da und dort zu besonderen Hilfsvereinen zusammengeschlossen, so in Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen und Winterthur. Wie verhält sich nun ihre Arbeit zu derjenigen der Männervereine? Ähnlich wie es Schiller in seinem Lied von der Glocke schildert: Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben und pflanzen und schaffen ... und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder und herrschet weise im häuslichen Kreise, und reget ohn' Ende die fleißigen Hände ... und füllet mit Schätzen die duftenden Laden ... und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer und ruhet nimmer. Das heißt in die Verhältnisse des protestantischen Hilfsvereins übertragen: Während die Männervereine draußen den zerstreuten Glaubensgenossen Kirchen bauen, Schulen errichten, Pfarrer und Lehrer bestellen und so, oft nicht ohne Kampf, fürs Große und Ganze sorgen, sind unsere Frauenvereine mehr auf das Kleine, Intime, Persönliche bedacht. Sie denken an die armen Kinder draußen und an ihren weiten

Schulweg bei harter Winterkälte und sorgen mütterlich für gute Schuhe und warme Kleider, sie hören von österreichischen Pfarrerswitwen, Lehrern und Geistlichen und ihrer bittern Armut und senden einen Notpfennig hin, sie bereiten durch ihre Weihnachtsbescherungen bei den evangelischen Schulkindern Jubel, oder sie helfen beim Bau einer Kirche in der inneren Ausstattung nach durch Stiftung einer Glocke, oder Kanzel, oder der Abendmahlsgefäße usw. und fügen so etwa zum Guten den Glanz und den Schimmer. Aber es ist dafür gesorgt, daß des Glanzes nicht zuviel werde. Zuweilen ziehen sie wohl auch mit den Männern hinaus und während diese die Kinder nach ihren Kenntnissen fragen, prüfen sie die im Laufe des Schuljahres angefertigten Handarbeiten. So gereichen unsere Frauenvereine als wertvolle Ergänzung dem Werk zum großen Segen. Möchten ihrer doch immer mehr werden in unserem Vaterlande!

Und in welcher Weise sind nun all diese verschiedenen Vereinigungen untereinander verbunden? Es ist kein straffes beengendes Band, das sie umschlingt. Im Unterschied zur strammern mehr einheitlichen Organisation des Gustav-Adolf-Vereins *) lassen wir demokratische Schweizer den einzelnen Gliedern größere Freiheit und Beweglichkeit. Und wenn Basel von Anfang an bis heute Zentralvorstand oder Vorverein geblieben ist, so möge man dabei ja nicht an einen gestrengen Monarchen oder Diktator denken, der nach Belieben befiehlt und regiert, sondern eher an einen Freund und Diener, dessen Ehre eben im Dienen und Handlangen besteht. Wir haben an Zentralisation und Organisation nur soviel als unumgänglich nötig ist zur gedeihlichen Entwicklung des Werkes. Es ist jedem einzelnen Vereine unbenommen, sich selber sein Arbeitsgebiet auszuwählen

*) Die einzelnen Hauptvereine des Gustav-Adolf-Vereins haben laut Statuten ihre Einnahmen in drei gleiche Teile zu teilen; über das erste Drittel haben sie freies Verfügungsrecht, das zweite sollen sie mit eventueller Bestimmung dem Zentralvorstand übersenden, das letzte ebenfalls entweder zur Kapitalisierung oder sofortigen freien Verwendung durch den Zentralvorstand. Den protestantischen Hilfsvereinen dagegen steht über sämtliche Einnahmen freies Verfügungsrecht zu, und werden auch seit 1877 dem Vorverein nur noch Gelder mit beigefügter Bestimmung übergeben.

und anzubauen; der Vorverein vermittelt nur die ihm anvertrauten Gaben nach ihrer Bestimmung, er prüft die einlaufenden Unterstützungsgesuche und überweist sie den Vereinen, er macht seine Vorschläge, wie die vier gemeinsamen Gaben: Die schweizerische und die österreichische Liebesgabe, die Reformationskollekte und die Konfirmandengabe zu verwenden sind. Um über diese Verwendung und über das, was dem Ganzen frommt zu beraten, kommen die Vertreter der 15 Hauptvereine zur jährlichen Konferenz zusammen, die zuerst alljährlich in Basel tagte, seit 1862 alle zwei Jahre in Basel und die dazwischen liegenden Jahre in einer andern protestantischen Schweizerstadt sich vereinigt. „Was in früheren Zeiten," sagt ein schweizer. Kirchenhistoriker, „die offiziellen Tagsatzungsgesandten der evangelischen Konferenzen aus Staatsmitteln getan, das tun jetzt freiwillige Arbeiter im Dienste des Glaubens, die Abgeordneten der kantonalen Hilfsvereine." So wird das Interesse an unserer Sache weit umher im Schweizerlande geweckt und wach erhalten und im persönlichen Verkehr und Austausch der Gedanken die brüderliche Gemeinschaft gepflegt und gekräftigt. Diese innere Einigung auf Grund der gemeinsamen Liebesarbeit wurde von Anfang an als Segen des Hilfsvereinswerkes für die protestantische Kirche erhofft und erwartet. Mit solchem Wunsche schloß, wie wir schon sahen, Le Grand seinen zündenden Aufruf, und Dr. Zimmermann mahnte in dem seinigen: „O Protestanten, in dieser Einheit lasset uns unseren Ruhm suchen. Je mehr Liebe dem Glauben entkeimt, desto mehr Begeisterung für diesen Glauben. Die Gemeinschaft in einem Liebeswerk wird auch den pflichtmäßigen Kampf um die Wahrheit friedlicher machen." Und der erbetene Segen hat sich bis in die neueste Zeit lebendig erwiesen. Noch im Jahre 1901 sagte der Berner Berichterstatter, ein Veterane der Hilfsvereinssache, der an gar mancher Konferenz mitgetagt und geraten, im Gedanken an diese brüderlichen Zusammenkünfte: „Wenn wir dessen gedenken, so geht uns das Herz auf, und Gefühle der Dankbarkeit durchströmen uns für all die empfangene Hilfe und Anregung."

Freilich es kamen auch Zeiten, wo der Friede gestört wurde und das Band der Liebe zu zerreißen drohte. Es war in den

70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der Kampf der kirchlichen Richtungen war heftig entbrannt und es war nicht zu vermeiden, daß das Hilfsvereinsgebiet davon berührt wurde. Hagenbach mahnte zu geduldigem Tragen und Abwarten, warnte vor übereiltem Richten und Trennen, wies darauf hin, daß Personen und religiöse Strömungen vergehen, die Kirche aber bleibe; man möge dem Geist der Wahrheit vertrauen, der sich nie unbezeugt gelassen habe an denen, die in Liebe die Wahrheit suchen. „Ob bei der zunehmenden Spannung der Gegensätze es doch einmal früher oder später zu einem förmlichen Bruche kommen könne (ich denke nur mit Schrecken an einen solchen Augenblick), das steht in Gottes Hand, dem wir im Glauben und in Hoffnung unser Werk befehlen." So äußerte er sich in seinem letzten Jahresbericht vom Jahre 1873, den er krankheitshalber nicht mehr selber vortragen konnte.

Pfarrer D. theol. Ernst Stähelin.

Nach seinem Tod trat D. theol. Ernst Stähelin, Pfarrer zu St. Theodor in Basel, an die Spitze des Vereins. Leicht und dankbar war die Leitung in jenen stürmischen Zeiten nicht. Die Frage war die: Sollen Pfarrer und Gemeinden, die sich für die sogenannte Reform-Richtung entschieden haben, vom Verein unterstützt werden? — eine Frage, die von den einen ebenso eifrig bejaht wie von den andern verneint wurde. Der Basler Verein verneinte sie und tat dies seinen Mitgliedern kund. Nun wurde aber eine zweite Frage laut: Kann Basel noch ferner in unparteiischem Sinne die Interessen des Gesamtvereins wahren, mit anderen Worten: ist es nicht seiner Stellung

als Vorverein zu entheben und ist nicht ein neuer Zentralvorstand von den Sektionen zu wählen? Aargau und St. Gallen, denen Glarus sich anschloß, stellten Anträge in diesem Sinn. Die welschen Vereine und Bern hielten zu Basel, Zürich suchte zu vermitteln und drang auf eine beruhigende Erklärung vonseiten des Basler Vorvereins. Diese wurde auf der Delegiertenkonferenz zu Bern am 19. Oktober 1877 von Professor W. Vischer in umsichtiger und die große Mehrheit der Abgeordneten befriedigender Weise gegeben, nämlich so, daß Basel, falls es ferner mit der Stellung des Vorvereins sollte betraut werden, jeder Sektion so gut wie sich selber das Recht zuerkenne, ihre Stellung den verschiedenen kirchlichen Richtungen gegenüber festzusetzen, daß es zukünftig gerne darauf verzichte in freier Weise über die ihm übergebenen Gaben zu verfügen, dagegen die ihm mit bestimmter Weisung eingehändigten Gelder dem Sinne der Geber gemäß übermitteln werde. Auch werde es so viel an ihm liege darnach trachten, die einzelnen Glieder unseres schweizerischen Verbandes in einer Weise zur Teilnahme heranzuziehen, welche ihrer Überzeugung entspricht. Auf diese Erklärung hin wurde Basel mit 9 von 12 Stimmen als Vorverein bestätigt. So wurde in einer Weise die Glaubensfestigkeit mit Liebe vereinigt, die gefürchtete unheilvolle Spaltung glücklich vermieden. Man konnte nun in Frieden und Eintracht weiterarbeiten. Nur einmal drohte wieder eine Trübung des friedlichen Zusammenwirkens. Es war im Jahre 1885 bei der Delegiertenversammlung in Neuenburg, als es sich um die Frage handelte, einer in ihrer Majorität freisinnigen Gemeinde die allgemeine Liebesgabe zuzuwenden. (Gemeint war wie in den 70er Jahren die Gemeinde Ragaz). Aber auch jetzt fand sich ein Niklaus von der Flüh, der die Meinungsdifferenzen zu schlichten verstand. Auf Antrag des Abgeordneten von Baselland, Pfarrer A. von Salis, wurde beschlossen, die Gabe Ragaz zuzuwenden unter der Voraussetzung, daß auch einer allfälligen Minorität die Mitbenutzung der Kirche für eigene Gottesdienste einzuräumen sei. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die kirchlichen und religiösen Gegensätze in der Folgezeit an Schärfe bedeutend verloren haben, und wenn wir nun trotzdem etwa wahrnehmen, wie

sie aus der Mutterkirche in die Diaspora hinausgetragen werden, so erinnert uns das an jenes Verfahren, da man Kleider, die in der Stadt anfangen aus der Mode zu kommen, auf dem Lande draußen abzusetzen versucht.

Herzlich brüderlich gestaltete sich von Anfang an unser Verhältnis zum deutschen Gustav-Adolf-Verein. Man tauscht miteinander Mitteilungen und Gaben, man besucht einander persönlich auf den beiderseitigen Jahresfesten, wie denn schon 1843 De Wette auf der Gustav-Adolf-Versammlung in Frankfurt unseren Hilfsverein und umgekehrt Dr. Zimmermann im folgenden Jahre seinen deutschen an unserer Jahresfeier in Basel vertrat. „So stehen wir", wie Hagenbach in seinem Bericht über das Jahr 1845 sagt, „in einem lieblichen Wechselverkehr des Gebens und Empfangens zugunsten der Glaubensbrüder". Und so ist es geblieben. Uns dem deutschen Verein förmlich einzugliedern, wie dies von dort im Interesse des einmütigen Zusammenwirkens gewünscht wurde und bis in die neueste Zeit gewünscht wird, sehen wir uns im Hinblick auf unsere eigentümlichen politischen und kirchlichen Verhältnisse nicht veranlaßt. Ja wir halten eine solche Eingliederung auch nicht für wünschenswert, sondern sind der Überzeugung, daß gerade dann die Eintracht am besten gefördert und der Sache des Reiches Gottes am meisten gedient wird, wenn jeder nach der von Gott ihm verliehenen Eigenart sich entwickelt. Und wenn unsere deutschen Brüder das Wort des Dichters geltend machen:

> Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
> Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

so antworten wir ebenfalls mit Schiller:

> Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
> Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

3. Die Mittel.

Bevor wir den Leſer in das weite Gebiet unſerer Diaſpora führen und ihm da zeigen, was unſere Vereine gearbeitet und zuſtande gebracht, ſei noch ein Wort geſagt über die Mittel, aus denen wir unſer Werk beſtreiten. O weh! denkt da der eine und andere, das wird ein langweiliges Kapitel werden. Lauter trockene Zahlen und ſtatiſtiſche Tabellen. Wer das ſagt, weiß nicht, was er redet. „In den Zahlen iſt Leben", ſagt der bekannte Schriftſteller Friedrich Naumann; „wenn ich leſe, daß in einem Jahr in Deutſchland 350,000 Perſonen wegen Übertretung der Reichsgeſetze beſtraft worden ſind, ſo begreife ich nicht, wie jemand eine ſolche Zahl ohne Bewegung und Teilnahme leſen kann. Was liegt alles in dieſer Zahl von Not, Bosheit, Schwachheit, Angſt, Sorge, Tränen uſw." Aber es tönt umgekehrt auch Freude und Dank aus den Zahlen. Vor 65 Jahren, als unſer ſchweizer. Verein ins Leben gerufen wurde, konnten nur 2500 Franken für unſere Glaubensgenoſſen in der Zerſtreuung verwendet werden. Das war die finanzielle Geſamtleiſtung des erſten Jahres. Jetzt ſteht uns, d. h. den 15 ſchweizeriſchen Vereinen, mehr als das Hundertfache zur Verfügung. Konnten doch in dem bisher ausgiebigſten Jahr 1904 nicht weniger als 290,000 Franken verausgabt werden. Und wenn wir die Ausgaben aller 65 Jahre zuſammenzählen, ſo erhalten wir die hübſche Summe von rund 8½ Millionen Franken. Das ſind trockene Zahlen; ja, aber ſie reden von viel treuer Arbeit, von warmer Bruderliebe, von getroſtem Gottvertrauen und von der Durchhilfe und dem Segen Gottes, der die Herzen und die Hände öffnet zur rechten Zeit und, was in ſeinem Namen begonnen und getan wird, wachſen und gedeihen läßt. Seit dem Jahre 1887 gibt der Vorverein das „blaue Heft" heraus, eine vom Zentralkaſſier, Herrn Ed. His-Schlumberger in Baſel, mit großer Mühe und Sorgfalt aufgeſtellte Unterſtützungstabelle, enthaltend die jährliche Geſamtleiſtung der 15 Hilfsvereine. Lauter Zahlen, auf acht großen Quartſeiten nichts als Zahlen. Aber wer das blaue Heft zu

leſen verſteht, der findet es vielleicht erbaulicher als manches Andachtsbuch.

Und wie iſt nun all das viele Geld zuſammengekommen? Aus vielen Bächen und Bächlein iſt es zuſammengefloſſen, aus dem Überfluß der Reichen und aus dem Scherflein der Armen. Aus größeren Legaten zum Andenken an liebe Verſtorbene und aus den Gaben, die Lebende bei freudig-feſtlichen Anläſſen ſpendeten, aus den Jahresbeiträgen der einzelnen Mitglieder, aus dem Kirchenopfer der Hilfsvereinsfeſte, aus Kollekten, die zu beſonderem Zweck vorgenommen werden, wenn Hilfe dringend nottut, aus dem Erlös von Baſars, die hilfreiche Damen ins Werk geſetzt haben uſw. Und wie es auch anderswo zu geſchehen pflegt, das meiſte haben wohl die kleinen Leute getan, das Scherflein der Witwe. „Kleine Tropfen Waſſer, kleine Körner Sand, machen's große Weltmeer und das weite Land." Viele kleine Steine und Steinchen bauen zuletzt eine Diaſporakirche. Das hat auch jene Frau im Schwabenlande gedacht, die an einem Guſtav-Adolf-Feſt 2 Mark 40 Pfennig in ein Papier gewickelt in den Opferſtock legte. Auf das Papier hatte ſie das Verslein geſchrieben:

Faſt mueß i mi geniere
Mei Gab ſei gar zu klei,
Doch langt's net zume Kirchle
So langt's doch zume Stei.

Und ſo hat mancher unbemittelte aber wackere Proteſtant im Schweizerlande gedacht und getan. Iſt doch allein von unſeren Konfirmanden im Winter 1906 auf 1907 die ſtattliche Summe von über 3000 Franken für den proteſtantiſchen Hilfsverein zuſammengelegt worden. Und unſere Brüder draußen in der Diaſpora laſſen ſich nicht nur unterſtützen und beſchenken. Obſchon meiſt in bedrängten Verhältniſſen und im Kampf mit der Not des Lebens, leiſten ſie ſelber recht namhaftes und beſteuern ſich redlich. Wenn das Häuflein Bahnangeſtellter und Fabrikarbeiter in Erſtfeld (Kanton Uri) Fr. 900 jährlich an die kirchlichen Ausgaben aufbringt, und wenn die Proteſtanten der Stadt Freiburg und Umgebung — meiſt berniſche Pächtersleute — Fr. 40,000 für ihr evangeliſches Schulhaus beiſteuern — ſo

verdient ſolche Opferwilligkeit unſre Hochachtung. Und als es ſich um den Bau einer Kirche in Erſtfeld handelte, da brachte ein Bremſer der Gotthardbahn unter ſeinen Bekannten 400 Franken zuſammen, lauter Gaben von 2, 3 und 5 Franken. In Brunnen ſandte ein Hotelangeſtellter am Vorabend des Bettags dem proteſtantiſchen Pfarrer eine 50 Franken-Banknote anonym für unſer Werk. In Frankreich, wo die kürzlich vollzogene Trennung von Kirche und Staat neue große Anforderungen an die Proteſtanten ſtellt, ſind die Diaſporapfarrer oft überraſcht von den ſehr namhaften Beiträgen, die für die kirchlichen Zwecke gezeichnet werden. So unterſchrieb eine kinderreiche Familie in Savoyen nicht weniger als 50 Franken Jahresbeitrag und ließ ſich erſt dann vom Pfarrer bewegen, die Summe zu reduzieren, als dieſer verſicherte, daß die nötigen Jahreseinnahmen gedeckt ſeien.

Seit dem Jahre 1863 beſteht auf unſeren Delegiertenkonferenzen die Ordnung, daß ſämtliche Sektionen eine Geldſumme zuſammenlegen, die ſogenannte ſchweizeriſche Liebesgabe. *) Dieſelbe iſt im Laufe der Jahre auf nahezu Fr. 5000 geſtiegen und wird jeweilen von der Verſammlung nach Vorſchlag des Vorvereins für eine Diaſporagemeinde unſeres Vaterlandes beſtimmt. Im Jahre 1894 folgte ihr die öſterreichiſche Liebesgabe, die in gleicher Weiſe nur mit beſcheidenerem Ertrag (durchſchnittlich Fr. 2500) einem Poſten oder Werk in Öſterreich zugute kommt. Durch dieſes gemeinſame Geben wird das Gefühl der Zuſammengehörigkeit unter den einzelnen Vereinen lebendig erhalten, vor allem aber die Möglichkeit geboten, da wo die Hilfe beſonders nottut und von zuſtändiger, nächſter Seite nicht genügend kann geleiſtet werden, mit nachhaltiger Unterſtützung einzugreifen. Und in jüngſter Zeit haben wir, wie bereits angedeutet, verſucht noch eine weitere Kollektivleiſtung einzuführen, die Konfirmandengabe. Ein an die Konfirmanden der reformierten Schweiz gerichteter Brief ſoll ihnen von unſerem Werk erzählen und zur Beiſteuer an einen beſtimmten Poſten auffordern. Denn haben wir das Herz der Kinder, ſo

*) Siehe die Tabellen im Anhang.

haben wir auch den Weg zum Herzen und zum Geldbeutel der Eltern gefunden. Und wenn wir die Jugend für uns haben, so altert unser Werk nicht und dann bleiben wir selber jung. Solche gemeinsame Liebesgaben anzuordnen, hat unser Verein von seinem großen Bruder in Deutschland gelernt.

Aber noch haben wir unsre beste und reichste Einnahmsquelle nicht genannt. Es war gegen das Ende der 1890ger Jahre. Seit den Bundesverfassungen von 1848 und 1874, die zur völligen Freiheit des Glaubens und der Niederlassung führten, und mit der fortschreitenden Ausbildung der Verkehrsverhältnisse, dem Bau immer zahlreicherer Eisenbahnen hatte die Ansiedelung der Evangelischen in katholischen Gegenden, wie auch der Katholiken in protestantischen, rapid zugenommen. Wie Pilze wuchsen überall im Schweizerlande protestantische Diasporagemeinden empor. Immer häufiger und dringender wurden Bittgesuche an die Hilfsvereine gerichtet: Kommt herüber und helft uns, schickt uns Pfarrer und Lehrer, baut uns Kirchen, Schulen, Pfarrhäuser! Aber woher das Geld nehmen? Wie der Not wehren und all den Anforderungen und Aufgaben gerecht werden? Wenn auch die Einnahmen sich von Jahr zu Jahr steigerten, sie reichten lange nicht aus. Da gab Gott zur rechten Zeit dem rechten Mann den rechten Gedanken ins Herz. Im Herbst 1896 verirrte sich zum Präsidenten des Vorvereins, Antistes von Salis in Basel, aus einer kleinen katholischen Gemeinde Frankreichs ein gedrucktes Blatt, welches auf der einen Seite ein wunderkräftiges Heiligenbild und auf der andern das Bittgesuch enthielt: Der Empfänger möchte zugunsten eines Kirchbaues in jener Gemeinde eine Messe lesen und deren Ertrag einsenden — etwa zwei Franken, soviel pflegt ein Priester für eine Messe zu erhalten. Offenbar war der Absender des Blattes der irrtümlichen Meinung, das Basler Münster sei eine katholische Kirche. Statt das Gesuch unbeachtet wegzuwerfen, setzte sich unser Freund hin und überlegte: Wenn in der weiten Welt jeder katholische Priester zwei Franken oder auch nur einen Franken einsendet, welche Summe kann da zusammenkommen! Nun begreift sich das rasche Zustandekommen katholischer Diasporakirchen, das uns schon oft mit Neid und Bewunderung erfüllte. Könnten wir für unsern prote-

ſtantiſchen Hilfsverein nicht etwas ähnliches unternehmen, das auch unſre Sache raſcher vorwärts brächte? Wenn in den 1000 reformierten Gottesdienſten, die ſonntäglich in der Schweiz abgehalten werden, das Opfer eines Sonntags für unſer Werk beſtimmt würde und jeder der durchſchnittlich 200 Kirchenbeſucher 5 Cts. einlegte, ſo erhielten wir eine Summe von Fr. 10,000. Gedacht, getan. Und ſo entſtand die Reformationskollekte, die ſeit dem Jahre 1897 jeweilen am 1. Sonntag des November, dem ſogenannten Reformationsſonntag, in unſern Kirchen erhoben und für einen Kirchbau in der ſchweizer. Diaſpora verwendet wird. Die Mehrzahl der Hilfsvereine und Kirchenbehörden hatten ſich ſofort willig gezeigt, die Liebesſteuer einzuführen oder zu empfehlen.

Den Wunſch, den der Schreiber des Vorvereins, Pfarrer G. Heusler, in ſeinem Bericht von 1883 ausſprach: Möge der Tag nahen, wo, ſei es am Pfingſtfeſt oder am Bettag, in allen evangeliſchen Kirchen unſres ſchweizeriſchen Vaterlandes für unſer Werk geſammelt wird — er hatte ſich erfüllt. Und ſchon das Reſultat der erſten Reformationskollekte übertraf die von ihrem Begründer gehegten Erwartungen weit. Es wurden für die Kirche in Bellinzona nicht 10,000, ſondern 32,767 Franken zuſammengelegt. Und nun ging es von Jahr zu Jahr aufwärts. Die zweite Kollekte (Bremgarten) betrug ſchon 36,956 Franken, die dritte (Arth-Goldau) ſtieg ſogar über Fr. 60,000 und als ſie 1906 zum zehntenmal erhoben wurde, durften dem evangeliſchen Schulhaus in der Stadt Freiburg Fr. 72,649 zugewendet werden. Die Vereine und ihre Kantone beteiligen ſich immer eifriger bei der Sache, das proteſtantiſche Volk ſieht die Zweckmäßigkeit und den Segen der Einrichtung immer beſſer ein. Die Reformationskollekte iſt im beſten Sinne populär geworden. So ſtellt ſich allein das Zürcher Volk ſeit 1899 mit durchſchnittlich 25,000 Franken ein. Selbſt, als ſie abweichend von ihrem eigentlichen Zweck für einen Schulhausbau beſtimmt war, zeigte ſie nicht bloß keine Abnahme, ſondern ſtieg auf eine früher nicht erreichte Höhe. Und was das erfreulichſte, die ſonſtigen Einnahmen der Vereine haben durch ſie keinerlei Einbuße, ſondern, eben weil nun das Intereſſe an unſerem Werk

in weiten Kreisen ist geweckt worden, eine erhebliche Vermehrung erfahren. Mit einem Schlage sind wir nun in den Stand gesetzt, als ein Plus zu unsern sonstigen Leistungen jedes Jahr eine neue Kirche in der Diaspora zu bauen. Des sind wir fröhlich.

Und doch so sehr wir Grund haben, Gott und Menschen für ihre Hilfe und Handreichung zu danken, wir dürfen dieses Kapitel nicht im Jubelton ausklingen lassen. Die 290,000 Franken, die uns im Jahre 1904 zur Verfügung standen, sind eine schöne Summe. Aber wenn wir uns fragen: wieviel macht das aus auf den einzelnen Protestanten, und wenn die Antwort lautet: höchstens 15 Rappen per Kopf, dann wird unsere Freude erheblich gedämpft. Und vollends muß aller Selbstruhm verstummen, wenn wir hören, daß die Katholiken für ihre Diaspora bedeutend mehr leisten und größere Opferwilligkeit an den Tag legen. Nun ja, wird man uns einwenden, dort gilt das Geben für kirchliche Zwecke als ein besonders verdienstliches Werk und die Priester legen es dem Volk als solches mit Eifer und Nachdruck aufs Gewissen — gewiß so mag es sein. Aber sollte der Werkgerechtigkeit mehr Tatkraft und Hingebung innewohnen als der freien evangelischen Liebe?

So ist denn in diesem Kapitel gar viel vom Geld die Rede gewesen. Man spricht in unsern Tagen wohl viel von der brutalen Herrschaft des Geldes und dem Fluch, der auf ihm lastet. Man kann aber umgekehrt auch vom Liebesdienst und Segen des Geldes reden. Es war im Herbst 1906 beim Gustav-Adolf-Fest zu Augsburg. Vor gedrängt gefüllter Kirche hielt Generalsuperintendent Dr. Kaftan aus Kiel die Festpredigt über das Wort des Herrn an Petrus (Luk. 22, 32): Und wenn du dermaleinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder. „Was tun wir denn?“ fragte er. „Wir sammeln Geld, wir verteilen Geld, wir senden Geld, elendes Geld. Wir schicken Geld und immer wieder Geld. Wie oft hat uns das zur Geringschätzung gedient; wie oft wurde gerade deshalb auf uns herabgesehen von geistlicher Höhe. Aber ficht uns das an? Wir wissen, was Geld ist. Geld ist Kraft, konzentrierte Kraft auch im Reiche Gottes. Aus der Geldsaat erwuchsen Kirchen,

entstanden Pfarrhäuser und Schulhäuser, und Gemeinden wurden, die nicht Gemeinden waren. Ja, in dem elenden Geldsenden liegt ein Stärken der Brüder. Und das greift viel tiefer noch. Größer als das Sichtbare, als das, was in Kirchen und Pfarren und Schulen uns vor Augen steht, ist das Unsichtbare. Was ist das? Ich sage noch einmal: Geld ist konzentrierte Kraft. Wo Bruderliebe es darreicht, wirklich aus dem Evangelium geborene Liebe zu denen, die mit uns denselben teuren Glauben empfangen haben, da ist Geld konzentrierte geistliche Kraft. Da wirkt es geistlich. Da wirkt es in den Seelen der Vereinsamten, der Zerstreuten. Es steckt in ihm, was ihre Seelen froh macht, was sie aufjauchzen läßt, was sie stark macht, die in ihrer Vereinsamung Schwachen stark. Das ist das Bewußtsein: Es gibt eine Kirche des Evangeliums, und ihrer sind wir alle Genossen und diese Kirche ist eine Macht, nicht nach Art der Welt, nicht voll stolzer Pracht, dennoch eine Macht, eine Macht geistiger Art, geistlicher Art, eine Macht, die uns alle umspannt, die uns hält und trägt, die zerstreuten Söhne und Töchter des Evangeliums auf Erden."

Bedrängte Glaubensbrüder rufen
Aus vielen Nöten rings umher;
Wir treten an des Tempels Stufen
Und legen ein zu deiner Ehr'.
Laß Herz und Hände willig sein
Und Gutes tun. Die Sach' ist dein. (J. P.)

4. Unsre Feste.

Aber nun sollte doch endlich von der Arbeit die Rede sein und nicht von den Festen. Die Hilfsvereinsfeste sind Arbeit. Was tun wir an unsern Festen? Wir sammeln Geld für unsre zerstreuten Glaubensbrüder, wir suchen in weiten Kreisen die hilfreiche Liebe zu wecken und zu stärken, wir beraten, was unsrer Sache frommt, wir ermuntern uns gegenseitig

zu neuem Eifer und freudigem Tun. Das ist ernste, stille Arbeit, die den lauten Jubel und gemeinen Festgenuß nicht aufkommen läßt. Wir Schweizer gelten sonst als ein festfrohes Volk, das versteht Feste zu feiern, aber unsre kirchlichen und religiösen Feste zeichnen sich durch Schlichtheit und Nüchternheit aus. Da entfaltet unser großer Bruder in Deutschland weit mehr Glanz und Pracht. Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf, eines schickt sich nicht für alle. Der schweizerische Abgeordnete sagte einmal in einer großen Festgemeinde des Gustav-Adolf-Vereins, eine Hauptversammlung unseres schweizerisch protestantischen Hilfsvereins verhalte sich zu einem Gustav-Adolf-Fest, wie der Jodler eines Hirtenknaben oder schweizer. Sennen zur Aufführung einer Beethoven-Sinfonie im sogenannten Gewandhaus, dem berühmten Konzertsaal in Leipzig, worauf der liebenswürdige Vorsitzende unter Beifall und Heiterkeit der Versammlung erwiderte, ein guter frischer Jodler sei ihm unter Umständen lieber als eine schlecht gespielte Sinfonie. Nun es ist wahr, die Gustav-Adolf-Feste sind Sinfonien zu vergleichen, von einem zahlreichen Orchester erprobter Musiker gespielt mit allem Schwung, großer Präzision und reicher Tonfülle. Da ist die ganze Stadt beflaggt, alles jung und alt feiert mit, man hält öffentliche Umzüge mit Musik, Festgottesdienste, bei denen berühmte Kanzelredner auftreten und die weiten Dome die Menge nicht zu fassen vermögen, die Stadtbehörden öffnen die Ratsäle, ordengeschmückte Minister, Konsistorialräte und sonstige hohe Würdenträger tauschen Begrüßungsreden, dem Kaiser wird ein telegraphischer Glückwunsch gesandt, den der Monarch huldvoll erwidert, man legt grandiose Geldspenden zusammen und bestimmt in spannender Abstimmung, welcher der drei vorgeschlagenen Diasporagemeinden die große Liebesgabe zufallen soll, und diesen offiziellen Tagesverhandlungen folgen belebte Abendversammlungen, wo Volksredner von Gottes Gnaden und mit materieller Not und römischer List kämpfende Diasporapfarrer die Massen für die heilige Sache begeistern. So geht es drei Tage lang. Jedes Jahr kommt die Ehre an eine andere deutsche Stadt, die Gustav-Adolf-Leute zu beherbergen. So werden diese Protestantentage oder, wie sie einer genannt hat, evange-

lischen Vereinsreichstage hin und her in deutschen Landen gehalten und gefeiert, Tausenden zur Stärkung ihres evangelischen Bewußtseins und Glaubens.

Solchem gegenüber nimmt sich, was wir bieten und veranstalten, unscheinbar, ja ärmlich aus. Wenn ich ein Maler wäre und ein Porträt unsres Hilfsvereins zu entwerfen hätte, ich würde das Bild eines schlichten Bauersmanns, etwa eines Baselbieters von echtem gutem Schlage, malen. Im einfachen halbleinenen Rock geht er bedächtig seines Weges, ruhige Besonnenheit und praktischer Verstand spricht aus seinem Wesen. Luxusausgaben gestattet er sich nicht, schon seine Mittel verbieten es ihm; überschwengliche Ziele hat er sich nicht gesteckt, er hält sich an das Naheliegende und Erreichbare. Er ist etwas trocken und wortkarg, aber unter seinem groben Kittel schlägt ein warmes Herz für die Not der Brüder. Und wie sein ganzes Wesen weniger in Gefühlen als im praktischen Handeln besteht, so siehst du ihn überall seinen Mann stellen, wo es gilt werktätige Liebe zu üben. Das ist der protestantische Hilfsverein. Unser Volk hat den wackern Gesellen lieb. Aber es kommt seinetwegen nicht in allzugroße Begeisterung. So hören wir denn des öftern die Klage, daß er da, wo er den Leuten von seinem Wirken berichten und sie für seine Aufgaben interessieren möchte, einer etwas kühlen Stimmung begegnet. Man legt ihm ein Scherflein in die dargehaltene Hand und schenkt ihm das volle Zutrauen, daß er es gut verwenden wird, aber man läuft seinetwegen nicht in großen Scharen zusammen, wenigstens da nicht, wo er sich oft zu zeigen pflegt. Was die Mission für viele so anziehend macht, fehlt ihm: der Reiz des Fremdländischen.

Und doch auch er weiß Feste zu feiern, die an edlem Gehalt und wahrer Schönheit ihresgleichen suchen. Was ist das doch für ein Freudentag, wenn nach jahre- oft jahrzehntelangem Mühen und Arbeiten, Hoffen und Harren die Diasporakirche vollendet dasteht und es heißen kann: der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott! wenn die Glaubensbrüder, die im fremden Land und unter Anders-

gläubigen wohnen müſſen, ſagen dürfen: nun haben wir unſer Gotteshaus, einen Halt und Sammelpunkt, die Heimat der Seelen.

Gar ſchön hat kürzlich ein ſt. galliſcher Pfarrer ſeinen Unterrichtskindern davon geredet. Nachdem er die Freude an

Die evangeliſche Kirche in Monthey (Unterwallis), erbaut 1904.

jeder großen, edlen Sache, am Suchen und Finden der Wahrheit, am Streben nach hohen Zielen, an der Pflege des Schönen, am Wohltun aufgezählt hatte, fügte er hinzu: „Wenn ihr eine mächtige, überwältigende, wahrhaft heilige Freude ſehen und erleben wollt, ſo benutzet die Gelegenheit, wo ſie ſich euch früher

oder ſpäter bietet, der Einweihung eines Gotteshauſes beizuwohnen. Da ſehet ihr mit eigenen Augen, da fühlet ihr tief in der Seele, was heilige Freude iſt, die wie keine andere das Herz erquickt und die nicht verrauſcht mit den flüchtigen Stunden des feſtlichen Tages, die ihr vielmehr als erhebende Erinnerung fürs ganze Leben mit nach Hauſe nehmet!“ Manche haben ungläubig gelächelt, als ſie das hörten. Aber andern, beſonders denen draußen in der Diaſpora, waren die Worte aus dem Herzen geſprochen. Es iſt ſo, riefen ſie aus, wir durften es erfahren.

Nur einmal, als 50 Jahre verfloſſen waren ſeit der Gründung unſres Werkes, glaubte man ſich ein etwas prunkvolleres Feſt gönnen zu dürfen. Da haben Baſel, Zürich, Bern, St. Gallen, Genf und andere unſrer Vereine ihre Jubiläen gefeiert, frohe Tage des Dankes für Gottes Durchhilfe und Segen. Wir verweilen einen Augenblick bei der Jubelfeier des Vorvereines am 10. und 11. Oktober 1892. Von allen Seiten ſtrömten ſie zuſammen; es kamen die Veteranen aus der Schweiz: ein Antiſtes Finsler aus Zürich, ein Pfarrer Ochſenbein aus Bern, die deutſchen Guſtav-Adolf-Vereine in Leipzig, Baden und Württemberg ſandten ihre Vertreter, ebenſo die Diaſpora Öſterreichs und Frankreichs und ſonſt eine große Schar von Freunden, Mitarbeitern und Schutzbefohlenen, die, überzeugender als alle Feſtreden es vermochten, das Wachſen und Fruchtbringen des Werkes bekundeten. Nachdem man wie gewohnt die vorliegenden Geſchäfte in ernſter Arbeit erledigt, legte man eine außerordentliche Spende von Fr. 13,500 zuſammen, welche als Jubiläumsgabe den Grundſtock bilden ſollte zur Gründung der Kirchgemeinde Balsthal-Gäu im Kanton Solothurn. „Eine neue evangeliſche Gemeinde in der Diaſpora“, ſagte der Präſident des Vorvereins, *) „ſoll das Eben-Ezer ſein, das Denkmal, welches uns allezeit erinnere, wie Gott unſerm proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsverein bis hierher geholfen hat durch ein halbes Jahrhun-

*) Arnold von Salis von Baſel (geb. 1847), als Pfarrer von Lieſtal Mitglied des baſellandſchaftlichen Hilfsvereins, ſeit ſeiner Überſiedelung nach Baſel 1886 Mitglied und ſeit Pfarrer Stähelins Tod 1888 Präſident des Vorvereins.

dert, und welches uns das Vertrauen stärke, daß er weiter helfen werde, wenn wir treu sein wollen!“ Dann zog man ins Basler Münster zum Festgottesdienst. Antistes von Salis erzählte in gedrängter Kürze der Versammlung die Geschichte des Vereins, worauf Professor Rudolf Stähelin, Basels Kirchenhistoriker und als solcher Nachfolger Hagenbachs, eine feine Festrede hielt über das Wort 1. Joh. 5, 1: „Wer da glaubt, daß Jesus sei der Christ, der ist von Gott geboren. Und wer da liebet den, der ihn geboren hat, der liebet auch den, der von ihm geboren ist.“ Er zeigte, wie dankbare Liebe zu Gott und werktätige Liebe zu den Brüdern die Gesinnung sei, aus der unsre Arbeit hervorgegangen und auch in der Zukunft immer werde hervorgehen müssen. Es darf wohl die noble Art erwähnt werden, mit der man an diesen Festen über die katholische Kirche redete. Man war nicht zusammengekommen, um Andersgesinnte zu bekämpfen oder zu schmähen, sondern um Gott und Menschen zu danken und zu neuer Arbeit und Treue sich zu ermuntern. Man verschwieg nicht, daß „eine bis ins innerste reichende Verschiedenheit“ uns von der Kirche Roms trenne, und daß wir deshalb „die dringende Pflicht haben, der zerstreuten Glaubensgenossen uns anzunehmen und das uns geschenkte Gut reiner Gotteserkenntnis und wahrer Gerechtigkeit ihnen zu erhalten“ — aber man verschwieg auch das Gute der katholischen Kirche nicht, man leugnete nicht, daß auch in ihr „Mächte göttlicher Wahrheit und Liebe wirksam seien“. In diesem Geist wahrhaftiger Friedfertigkeit hatte der Basler Festredner gesprochen, und nicht minder einige Monate später der Berner, Professor S. Öttli, der seiner Rede geradezu die Überschrift gab: „Die idealen Seiten der päpstlichen Kirche in protestantischer Beleuchtung“.

Von einer hohen und weiten Auffassung unsres Werkes zeugte auch die Ansprache, die der Vertreter des Leipziger Gustav-Adolf-Vereins, Professor Dr. jur. Wach, beim Basler Jubiläum hielt. Er sprach davon, wie von Anfang an die beiden Vereine, der deutsche und der schweizerische, durch feste unauflösliche Bande verbunden seien und fuhr dann fort: „Sie sind nicht von Menschenhand geknüpft. Es sind die Bande des

gleichen Berufs und des gleichen Glaubens. Wir wissen wohl, daß der Glaube aus der Predigt, die Predigt aber durch das Wort Gottes kommt und daß die verschiedenen im Laufe der Geschichte gewordenen kirchlichen Bildungen die ehrwürdigen heiligen Gefäße sind, in denen das Testament unsres Herrn und Heilands vollführt werden soll. Aber wir wissen auch, daß keine dieser evangelischen kirchlichen Organisationen das Reich Gottes auf Erden darstellt, denn dieses Reich Gottes ist inwendig in uns und wir wissen, daß wir alle nur einen Grund, das Evangelium, und nur einen Mittler und Erlöser haben, Jesum Christum. Von dieser Einheit im Geist sind unsre Vereine und ist deren Verhältnis ein lebendiges Zeugnis. Wir bauen Gotteshäuser und Schulen, fördern die Diener und Lehrer am Wort, statten die Kirchen aus und suchen nach unsern schwachen Kräften auf diesem Wege die Kirche zu bauen und auszubreiten: die Gemeinde der Heiligen, die kein Zwiespalt der Konfession und Verfassung trennt, und von deren Gliedern das Wort des Apostels gilt: daß sie eins seien in Christo Jesu. Und diese Arbeit, an welcher mitunter verständnislose Kritik geübt worden, ist um so bedeutsamer, als wie sattsam bekannt, der Protestantismus der kirchenbildenden Kraft und der Machtmittel des Katholizismus entbehrt, und es daher doppelt notwendig ist, daß wir uns zu den das Gemeindeleben fördernden Arbeiten werktätiger Liebe zusammenschließen. Wie die Morgenröte eines neuen Tages mutet es uns an, wenn wir sehen, wie in unserm Jahrhundert der Protestantismus zu solchen Werken neu erwacht ist, und dieselben stetig neue Triebe und Früchte zeitigen."

So sprach der geistvolle und fromme deutsche Rechtsgelehrte. Und nach ihm noch mancher Diasporafreund und Diasporapfarrer Worte herzlicher Mitfreude, ernster Aufmunterung, beweglicher Bitte. Und als man die ehrwürdigen Räume der Aula des Basler Museums verließ, wo die Bildnisse alter hervorragender Basler von den Wänden herabgegrüßt hatten, und sich zum Mittagsmahl begab, da begann auch die edle Dichtkunst ihre Blumen zu streuen zur Feier des Tages, des 11. Oktobers. Der Präsident des Vorvereins überraschte die Freunde mit

einem von ihm gedichteten Festspiele: Ein geistlich Spiel auf Zwinglis Todestag. Daraus möge dem Leser einiges mitgeteilt werden. Es wurde schön und würdig dargestellt von einer Schar junger Basler Theologen, die jetzt nach 15 Jahren in Amt und Würde stehen, mehrere von ihnen als treue Diasporapfarrer. Zuerst trat der Herold Basels auf und sprach:

Gott grüß euch all aus nah und fernen Landen,
Die sich in Freud' und Lieb' zusammenfanden:
In Lieb' zu hilfsbedürftigen Genossen
Des Glaubens, der den Himmel uns erschlossen;
In Freud', daß diese Lieb' seit fünfzig Jahren
Von Gott Gedeih'n und Segen hat erfahren!

Ihr wollt nicht ausruh'n nach getanen Werken;
Zu neuem Tun wollt ihr die Seele stärken.
Und stärken kann sie dieser Tag vor allen,
Der Tag, an dem einst Zwingli ist gefallen.
Der ruft uns ins Gewissen, was wir sollen,
Und rührt das Herz uns, daß wir's freudig wollen.

Drum wird ein geistlich Spiel in jene Zeiten
Nun euer Aug' und euern Geist geleiten:
Ins Haus Ökolampads in Basels Mauern,
Auf Kappels Feld mit seinen Todesschauern.
Und was ihr schaut, Gott gebe, daß es mehre
Die Lust am Liebeswerk zu seiner Ehre.

Und nun wurde die tafelnde Festversammlung ins Haus Ökolampads geführt. Der Basler Reformator wird von allen Seiten um Rat angesprochen und erteilt ihn milde und weise: dem Pfarrer von Ulm, wie dem Waldenser Jüngling, in feiner Weise deutet er an, daß der Schwertkampf für den Glauben gar leicht des Wortes Sturmlauf stille stelle. Da fällt wie ein Donnerschlag in diese Beratungen die Nachricht vom Auszuge der Zürcher gegen die fünf Orte. Ökolampad sagt von diesem Krieg:

Ich säh' ihn lieber nicht der Wahrheit wegen;
Denn Christus will das Schwert des Jüngers nicht
Für *sein* Reich, welches nicht von dieser Welt.
Doch wenn die Obrigkeit gebietet, ziemet uns
Gehorsam. Und der Hirte darf die Herde
Begleiten auch auf ihren Todesgang.

Das zweite Bild zeigt uns den todwunden Zwingli auf dem Schlachtfelde zu Kappel. Wir hören ihn sagen:

Gott ist gerecht. Wir ernten, was wir säten.
Ein jeder murre wider seine Sünde!
Man hätte vor zwei Jahren mir gehorchen
Und nimmer Frieden schließen sollen, eh'
Der Wahrheit freie Bahn in den fünf Orten
Und in den freien Ämtern war ertrutzt.
Verzeih's Gott denen, die zur Schonung rieten!
Nun ist geschehn, was ich vorausgesagt:
Mich hat's und manchen Ehrenmann gekostet,
Die um mich her vor mir entschlafen sind . . . .
Bringt dem Rat von Zürich
Als meinen letzten Willen dies Gebot:
Bleibt fest und treu, laßt durch dies Mißgeschick
Zu keinem frühen Frieden euch bewegen,
Der nicht der freien Predigt überall
Im Vaterlande Bahn und Gasse macht.
An meinen Posten ruft den Bullinger!
Gesegnet hab' ich selbst ihn zu dem Amt;
Er ist ein freier und ein tapfrer Mann
Und Streiter Christi. — Eilt, der Feind ist da!

Plündernde Feinde kommen, eine wilde Schar umringt den sterbenden Reformator, sie wollen ihn zum Abschwören seines Glaubens drängen; Zwingli bleibt standhaft:

Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib
Doch nimmermehr die Seele mögen töten!

Sie erstechen ihn. Der greise katholische Kaplan Hans Schönbrunner von Zug, vormals Chorherr in Zürich, spricht an der Leiche Zwinglis das schöne Wort:

Was auch dein Glaube war, ich weiß, daß du
Ein bied'rer Eidgenoß allzeit gewesen;
Verzeih' dir Gott, was du gesündigt hast.

In der dritten und letzten Szene sind wir wieder in Basel im Haus Ökolampads. Thomas Platter bringt Kunde vom Unglück bei Kappel und zugleich die Meldung, daß die Zürcher Geistlichkeit einstimmig Ökolampad zum Nachfolger Zwinglis gewählt habe. Der bescheidene Basler Antistes lehnt die Ehre ab, da er dem Tode nahe sei, und Zwingli selbst in Bullinger

sich seinen Nachfolger erkoren habe. Zum Schluß läßt der Dichter mit feiner Beziehung auf das Werk des protestantischen Hilfsvereins den Ökolampad in prophetischem Geist von den zukünftigen Aufgaben der evangelischen Kirche sprechen, die weniger darin bestehen, sich auszudehnen, als im Innern sich auszubauen und die gefährdeten Brüder ihrem Glauben zu erhalten:

Ich scheide bald und gern, wie mein Gott will;
Denn seht: mein Lebenswerk ist nun vollbracht;
Ich sollte pflanzen, sollte neues schaffen,
Die Kirche Christi mehren. Nun ruft Gott
Aus dieser unglückselgen Schlacht zu Kappel:
„Bis hierher und nicht weiter" ernst uns zu.
Ausdehnen wird sich unser Haus nicht mehr
In diesen Landen. Nun gilt es hinfort
Im Innern mit Geduld es auszubauen.
Das können andre auch; drum darf ich gehn.
Vielleicht in spätern Zeiten regt sich wieder
Ein neuer Kampf des Lichtes mit der Nacht.
Sorgt, daß wir keinen bis dorthin verlieren
Aus unsern Reih'n, der ihnen angehörte!
Daß Basel sei der Glaubensbrüder Hort!
Sagt's denen allen, welche nach mir kommen!
Und Gottes Gnade schirm' euch fort und fort.

Soweit das geistliche Spiel, das dem schönen Feste eine besondere Weihe verlieh. Aber auch andre Dichter hatten sich mit Blumensträußen eingestellt. So hatte Pfarrer Jakob Probst, damals in Horgen am Zürichsee, dem protestantisch-kirchlichen Hilfsverein in Basel zu seiner Jubelfeier fünf markige Lieder gewidmet, deren eines wir zum Schluß dieses Kapitels mitteilen wollen:

Herr Gott, du hast uns hochgeacht't,
Zur Freiheit uns geboren.
Du hast uns aus des Irrtums Nacht
Zum Volk des Lichts erkoren,
Hast auf den Leuchter uns gestellt
Und uns zu Leid der bösen Welt
Mit Segen überschüttet.

Nun steh'n vor dir wir arm und schwach;
Der Ruhm ist uns verblichen.
In Werk und Lehre tausendfach
Sind wir von dir gewichen.

Verwirf uns nicht, du heil'ger Gott;
Gib uns nicht hin der Feinde Spott,
Erbarm' dich deiner Herde!

Richt' auf dein Haus von Land zu Land;
Laß Helden auferſtehen!
Heil' du den Schaden, deck' die Schand',
Hör' deiner Knechte Flehen.
Der toten Schar hauch' Leben ein,
Das dürre Feld laß fruchtbar ſein
Durch deine Gnadenſtröme.

Laß gleich wie zu der Väter Zeit
Ein neues Pfingſten werden;
Gib Frieden Herr und wehr' dem Streit
Der Hirten und der Herden.
Vom Weizen ſond're bald die Spreu;
Des Wortes Kraft laß werden neu;
Hilf uns im Lichte wandeln.

Stärk' uns, daß wir zu deinem Ruhm
Das Schwert des Geiſtes ſchwingen,
Mit ſanftem Stab zum Heiligtum
Zerſtreute Brüder bringen;
Laß Chriſti Kirche gnadenreich,
Der Stadt auf einem Berge gleich
In heil'gem Schmucke prangen.

5. Das Arbeitsfeld.

Der geneigte Leſer weiß, wie es zuging, als das Volk Israel das Land Kanaan in Beſitz nahm, wie da jeder der zwölf Stämme ſein Gebiet ſich ausſuchte, ſeine Grenzen ſich ſteckte: da will ich mich anbauen, da ſoll mein Arbeitsfeld ſein. Nicht anders machten es unſere ſchweizeriſchen Hilfsvereine. Anfangs zwar war's noch Pionierarbeit, ein Auskundſchaften des Terrains: Man beſoldete etwa einen Wanderprediger, man half den Landsleuten, die nach Nordamerika auswanderten, man unterſtützte arme Gemeinden in Öſterreich und Graubünden oder die Deutſchen

in der Waadt. Das waren erste Versuche. Dann aber kam Plan und Ordnung in den Feldzug und bald war für alle Vereine der Wirkungskreis und für die meisten auch ein besonderes Gebiet gefunden. War doch die Wahl durch die geographische Lage gegeben. So warf Genf seine Hauptmacht

Die evangelische Kirche in Egerkingen (Kt. Solothurn), erbaut 1898.

nach dem benachbarten Frankreich, wo es bald an die dreißig Diasporaposten unterstützte. Waadt fand überreiche Arbeit an den deutschen Gemeinden in seinem Kanton, sowie in Freiburg und Unterwallis. Neuenburg nahm sich, nachdem der Staat die Versorgung der dortigen deutschen Gemeinden übernommen, des freiburgischen Stäfis und des französischen Morteau an, Bern wurde fast ganz von der Sorge für die Pfarreien und Schulen in Freiburg, Wallis, Unterwalden und Luzern in Beschlag

genommen. Basel hatte sein Olten, sein Lyon und Marseille, später sein Sursee, mit Baselland zusammen Arlesheim, Allschwil, Birsfelden und Balsthal, mit Zürich zusammen den Tessin, mit Bern zusammen Willisau usw. Appenzell nahm sich der Protestanten im katholischen Innerrhoden an, Freiburg-Murten derer im katholischen Kantonsgebiet. Zürich fand in der schwyzerischen March und im Kanton Zug ein weites Diasporagebiet, wozu seit dem Bau der Gotthardbahn noch Innerschwyz-Uri mit den Gemeinden Arth, Brunnen und Erstfeld kam. Aargau und St. Gallen brauchten nicht über die Grenze zu gehen, die aargauischen Gemeinden Bremgarten, Rheinfelden und neuerdings Frick und Mellingen und die st. gallischen Rorschach, Ragaz, Wallenstadt, Wyl, Goßau, Bütschwil zeigen, daß im eigenen Kanton der Arbeit übergenug vorhanden. Und wem, wie einst dem Stamme Levi kein eigenes Gebiet zugefallen, der stellte seine Gaben und Kräfte in den Dienst des Ganzen und half da und dort, wo die Not es erheischte. Als solche Helfer in der Not erwiesen und erweisen sich in treuer Arbeit die Vereine Thurgau, Graubünden, Schaffhausen und Glarus. So gehen sie alle, jedes seinen gewiesenen Weg, um sich dann wieder zu vereinigen zu gemeinsamem Wirken. Basel und die ostschweizerischen Sektionen senden jährlich stattliche Summen nach dem bedrängten Österreich und die drei welschen Vereine haben sich die Anstellung eines französischen Pfarrers in Wien zur Aufgabe gemacht. Als Leutwylers Werk in Chile unsrer Handreichung in ausgiebiger Weise bedurfte, da fand es fast überall offene Hände. Auch unsre Brüder im Waadtland wurden nicht im Stiche gelassen, wenn sie für ihre vier deutschen Gemeinden baten. Und soll irgendwo gründlicher geholfen werden, so sind die gemeinsamen Liebesgaben da, vor allem unsre Reformationskollekte. Davon ist im vorigen Kapitel die Rede gewesen. So stützt und stärkt man einander im gegenseitigen Austausch der Gaben, wie's im Liede heißt:

Sollt' wo ein Schwacher fallen,
Der Stärkre spring' ihm bei;
Man trag', man helfe allen
Man pflanze Lieb' und Treu'.

Man hat schon gefragt: wozu dieser Austausch der Gaben? Was hat es beispielsweise für einen Sinn, daß Zürich im Jahre

Die evangelische Kirche in Bremgarten (Kt. Aargau), erbaut 1900.

1906 Fr. 400 der aargauischen Diaspora zuwendet und Aargau gibt genau dieselbe Summe an zürcherische Posten? Das hat den Sinn, daß durch solches Geben und Empfangen das Interesse und die Teilnahme geweckt und vermehrt wird. Man

pflanze Lieb' und Treu'. So bleibt unser Werk frisch und lebendig. Und welches ist nun die Frucht dieser Liebe? Durchwandern wir unser Schweizerland, so sehen wir, wie in den 65 Jahren, seit unser Verein arbeitet, nicht weniger als 55 Kirchen und Kapellen nebst zahlreichen Pfarrhäusern und Schulgebäuden errichtet und mit Pfarrern und Lehrern versehen worden sind. Im Ausland werden gegenwärtig unterstützt zirka 60 Posten in Österreich, etwa 10 in Deutschland, 25 in Frankreich, 1 in Belgien, 2 in Italien, 2 in Spanien, 1 in der Türkei, 2 in Südamerika und zwar so, daß im Jahre 1906 58,000 Franken ins Ausland und 206,000 Franken in die Schweiz gegeben wurden. Das ist unser Arbeitsfeld. Ein weites fürwahr. Die Ernte ist groß!

Der kundige Bibelleser weiß, daß im Buche Josua die Verteilung des Landes unter die zwölf Stämme berichtet wird, aber erst im folgenden Buch der Richter erfahren wir, welche Kämpfe es kostete, durch wieviele Mühe, Schwierigkeiten und Mißerfolge es ging, bis man am Ziele war. So haben wir im obigen bloß eine summarische Übersicht unsres Arbeitsfeldes gegeben. Von der Arbeit selbst, wie sie im einzelnen unter Kampf und Sorge sich vollzog, und den farbigen lebensvollen Bildern, die dabei sich entfalten, soll nun im weitern die Rede sein.

6. Der schweizerische Diasporapfarrer und seine Gemeinde.

Man hört hin und wieder fragen: Ist ein Diasporapfarrer denn mehr als andere Pfarrer, daß ihr jedes Jahr über ihn und seine Tätigkeit des langen und breiten in die Welt hinausberichtet, während über die nicht minder treue und wichtige Arbeit seiner Amtsbrüder daheim selten ein Wort in die Öffentlichkeit dringt? Nein, mehr ist er nicht, weder als andere Pfarrer noch als andere Menschen. Wir halten als evangelische Christen

das allgemeine Prieſtertum hoch nach dem Worte Luthers: „Ein Schuſter, ein Schmid, ein Bauer, jeglicher ſeines Handwerks Amt und Werk hat und ſind doch alle geweihte Prieſter, d. h. geiſtliche Perſonen.“ Gott ſieht nicht auf Stand und Würde, nur auf die Treue achtet er. Jede ehrliche Arbeit iſt Gottesdienſt. Und keiner, der mit den Verhältniſſen der Diaſpora vertraut iſt, wird von einer höheren Würde des dortigen Pfarrers reden, wohl aber von manchem Kampf, von mancher Mühe und Entbehrung, die jener vor andern voraus hat. Das iſt ſeine Auszeichnung und Würde. Man denke doch, was alles von ihm verlangt wird, was alles er haben und welch verſchiedenartige Vorzüge er in ſich vereinigen muß. Er darf nicht zu jung und zu unerfahren ſein, ſonſt iſt er den verwickelten Verhältniſſen ſeiner aus mancherlei Elementen zuſammengeſetzten Gemeinde nicht gewachſen — aber auch ja nicht zu alt, ſonſt kann er die großen Wegdiſtanzen ſeines ausgedehnten Sprengels nicht durchmeſſen, kann nicht zur Sommers- und Winterszeit an all den Orten zu Dienſten ſein, wo man ihn hinruft. Er ſoll energiſch, initiativ ſein, und zugleich von großer Geduld und Beſonnenheit. Er ſoll ein entſchiedener Proteſtant ſein, aber ja nichts von einem Fanatiker an ſich haben; er ſoll ſtets bereit ſein zur tapfern Abwehr römiſcher Übergriffe und doch ja den Frieden nicht leichtfertig ſtören. Er wird von den Katholiken ſcharf beobachtet, darum muß ſein Wandel ganz beſonders lauter und unanſtößig ſein. In manchen Gegenden wird außerdem von ihm verlangt, daß er abwechſelnd in deutſcher und franzöſiſcher Sprache predige.

Man ſollte alles tun, unſern Diaſporapfarrern ihre Arbeit zu erleichtern und lieb zu machen. Nun, wir hören es manche von ihnen bezeugen, wie ihr Amt trotz manchem Schweren, das hier mehr noch als anderswo ihrer wartet, eben doch ein beſonders ſchönes und dankbares ſei. Und es iſt in jüngſter Zeit mehrmals vorgekommen, daß tüchtige Seelſorger aus ihren längſt geordneten landeskirchlichen Gemeinden in die Diaſpora gegangen ſind. Aber das Umgekehrte iſt naturgemäß das häufigere ſchon aus rein äußeren Gründen. Und doch ſollten wir unſere Diaſporapfarrer nicht kärglicher, ſondern reichlicher ſtellen können als die-

jenigen in der Heimat. Wir anerkennen gerne, daß mehrere Vereine, wie Zürich und Bern, ſich alle Mühe geben, ihre Diaſporapfarrer für ihre große, mühſame Arbeit angemeſſen zu honorieren. Aber wenn wir recht ſehen, bleibt auch der beſtgeſtellte Diaſporapfarrer hinter der Durchſchnittsbeſoldung eines vom Staate angeſtellten Landpfarrers noch zurück. Das ſollte im Intereſſe der Sache und um der Gerechtigkeit willen anders werden. Die Kolonialmächte geben den Soldaten, die in den Kolonien an exponierten, ſchwierigen Poſten dienen, einen höhern Sold als ihn die Truppen im Mutterland beziehen. Wir verlangen nicht dasſelbe Verfahren auch für unſere Vorpoſten in der Diaſpora, wohl aber ſollten ſie nicht ungünſtiger ſituiert ſein als ihre Kollegen und Mitſtreiter daheim. Es hört ſich ſchön und erfreulich an, wenn von der Gründung neuer Gemeinden, vom Bau neuer Kirchen, Pfarr- und Schulhäuſer berichtet wird, aber ebenſo wichtig und notwendig dürfte die Weiterführung und der innere Ausbau der Pfarreien ſein. Und der Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert. Möchten uns auch dazu die Mittel immer reichlicher zufließen und möchte, was nun im folgenden erzählt wird, mit dazu beitragen, daß das treue Wirken unſerer Arbeiter draußen in der Zerſtreuung von unſerm evangeliſchen Schweizervolk gebührend und beſſer als bisher geſchätzt werde.

Ihr Arbeitsfeld iſt ausgedehnt. Bildet doch der ganze Kanton Zug und ebenſo der Kanton Unterwalden nur eine Pfarrei mit einem Pfarrer, lange Zeit galt dies ſogar von Freiburg, Wallis und Teſſin. Von Airolo bis Chiaſſo und wiederum von Brig bis zum Genfer See, wahrlich eine lange paſtorale Marſchroute. Aber auch jetzt, da der katholiſche Teil des Kantons Freiburg längſt ſeine fünf Diaſporapfarrer und Wallis und Teſſin deren je zwei zählt, liegt auf dem Stadtpfarrer von Freiburg und auf dem Pfarrer von St. Antoni, ſowie auf demjenigen des Oberwallis und des nördlichen Teſſin der Arbeit noch mehr als genug. Die Diaſpora des luzerniſchen Willisau-Ruswil zählt 3400 Seelen und erſtreckt ſich über 17 Ortſchaften; klein, nur 400 Evangeliſche, iſt das Häuflein, das der Pfarrer von Surſee zu bedienen hat, aber es findet ſich in 24

Die evangelische Kirche in Zug, erbaut 1906.

Dörfern zerstreut. Der Seelsorger der deutschen Gemeinde Payerne hat jährlich gegen 200 Gottesdienste an 8 verschiedenen Orten zu halten, in einem Umkreis von 50 Kilometern; kein Wunder, daß er ohne Helfer seiner Aufgabe kaum zu genügen vermag. Und wenn wir nach dem Kanton Solothurn und nach der Urschweiz blicken, so sind Balsthal-Gäu mit seinen Endpunkten Welschenrohr und Egerkingen und Brunnen mit seiner Filiale Andermatt eben auch keine Ruheposten.

Zweck und Raum dieses Büchleins gestatten nicht, die Tätigkeit unserer Diasporapfarrer auf all den vielen Gebieten bis ins einzelne zu schildern. Nur einige Hauptmomente seien hervorgehoben.

Beginnen wir mit dem Wallis. Dieses arme und von der Welt abgeschlossene Land war gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts zur Hälfte für die Reformation gewonnen, aber schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts durch die Gegenreformation wieder völlig katholisch geworden. Erst seit dem Jahre 1830 finden sich wieder einzelne Reformierte aus dem Bernbiet und Waadtland. Ein ehrwürdiger Greis, Zumstein von Saanen, welcher daheim die Gattinen jener Berner Ansiedler unterrichtet, ließ sich auf dringendes Bitten bewegen, über den Sanetsch zu ziehen und sich im „Weißen Kreuz" in Sitten niederzulassen. In den Jahren 1838—42 gab er hier 7—8 Kindern Unterricht. Vom Waadtland und Berner Oberland her kam dann und wann ein Pfarrer und hielt im kleinen Schullokal Gottesdienst. Das war der Anfang der Diaspora im Wallis. Dann folgten die stürmischen Zeiten der 40er Jahre, blutige Kämpfe zwischen den katholischen Parteien, unter denen das Häuflein Protestanten zu leiden hatte. Der protestantische Gottesdienst und Schulunterricht war nur privatim stillschweigend geduldet. Es kam vor, daß dem waadtländischen Pfarrer das Land verboten, daß evangelische Leichenzüge von der Straßenjugend beschimpft wurden. Hauptsächlich war es der Berner Hilfsverein, der sich der kleinen Schule in Sitten annahm, wo nach dem Wegzuge Zumsteins der wackere Lehrer Jakob wirkte, an dessen Kinderlehren sich auch die Erwachsenen erbauten. Auch dafür wurde gesorgt, daß auswärts wohnende Kinder im Hauptorte zum Zwecke des

Unterrichts konnten untergebracht werden: der Anfang des im Jahre 1869 gegründeten und bis heute im Segen wirkenden Penſionats zu Sitten. Gut, daß die deutſchen, evangeliſchen Familien aus der Bibel, dem Heidelberger Katechismus und den Gellertliedern ihre Seelennahrung ſchöpfen konnten. Groß war die Freude, als die längſt ausgegebene Loſung: ein Pfarrer

Die evangeliſche Kirche in Balsthal (Kt. Solothurn), erbaut 1906.

muß nach Sitten! endlich im Jahr 1858 ihre Verwirklichung fand. Ein ſt. galliſcher Pfarrer, Emanuel Schieß, der in Genf ſtudiert hatte, alſo beider Sprachen mächtig war, ließ ſich an den wichtigen und ſchweren Poſten berufen. Er ſchrieb an das Berner Komitee: „Auf die Hilfe meines treuen Heilandes will ich es wagen, die öſtliche Schweiz, die Heimat meiner Väter, zu verlaſſen und in das Land zu ziehen, das mein Lebenshirte mir zeigt. Ich nehme den Ruf an, Gott herzlich bittend, daß er mich ausrüſte mit Mut und Kraft, ihn mit Wort und Wandel frei und offen zu bekennen, damit die im Wallis zerſtreuten

Glaubensgenossen, um das Panier des teuren Evangeliums gesammelt, zum wahren evangelischen Glauben gebracht und also der Name unseres Gottes und Heilandes auch durch mein armes Wirken in jenem Lande verherrlicht werde." Und von Bern aus antwortete man: „Der Herr segne Ihren Ausgang und Eingang. Der Wurf ist getan, o Herr, laß wohlgelingen. Dürfen wir uns nur seines Ja und Amens getrösten, dann wird es der neuen Einrichtung nie an Herzen gebrechen, die sich betend und helfend ihr zuwenden." Wohl fehlte es nicht an Entmutigungen. Welche Mühe hatte dieser erste protestantische Walliser Pfarrer, eine Wohnung für sich und seine Familie zu finden, bis endlich ein Pfarrhaus konnte erworben werden. Oft muß er klagen über den trockenen und harten Herzensboden seiner Gemeinde, über ihren Mangel an Glaubensmut, und angesichts der für sie gebrachten Opfer fragen: „Sind die 260 Protestanten solche Opfer wert?" Aber er sagte sich: „Das Werk ist notwendiger als glänzend: es sind die Ärmsten unter den Armen. Sie hätten eine große Aufgabe in dem finstern Lande und haben kein Bewußtsein davon und noch weniger die Eigenschaften, ihr zu genügen. Nur das Wort Gottes kann sie dazu tüchtig machen." Und seine Arbeit war nicht umsonst. Bei seiner 1866 erfolgten Rückkehr in die Ostschweiz rief der Berner Bericht ihm nach: „Als er ins Wallis kam, fanden sich einige 40 Familien vor, die mit wenigen Ausnahmen in keiner Verbindung untereinander standen. Jetzt existiert eine vom Staat anerkannte, von der katholischen Bevölkerung geachtete, in ihrem Innern organisierte Gemeinde von ungefähr 700 Seelen, in der sich mehr und mehr auch das evangelische Gemeindebewußtsein kräftig zu regen beginnt." Und die Vorsteherschaft seiner Walliser Gemeinde stellte ihm das Zeugnis aus: „Sein Andenken wird in Segen bleiben und wir hoffen zu Gott, das von ihm angefangene Werk werde fortblühen. Der Segen einer Vereinigung um und unter Gottes Wort, die Wohltat eines geregelten Kirchen- und Schulwesens wird von uns tief gefühlt."

Sein Nachfolger, der Berner Pfarrer De Quervain, förderte den Bau des Pensionats in Sitten, der Schule in Siders

und die Vorbereitungen zum Kirchbau im Hauptorte; aber wichtiger schien ihm das andere: „Möchte nur der innere Ausbau der Gemeinde vorwärts schreiten und größere Einigkeit im Geiste erzielt werden! Was würde alles Bauen nützen, wenn der innere feste Grund fehlte, der gelegt ist in Christo Jesu? Gott und unser Heiland helfe mir, daß ich hierin ein weiser Baumeister werde und nicht bloß mit Holz, Heu und Stoppeln ein Werk baue, das durchs Feuer verbrennen muß. Er gebe Gedeihen zu unserem Werk, daß es je länger je mehr sich offenbare als sein Werk."

Auf De Quervain folgte 1872 der feurige, für Gottes Ehre und das Heil der Seele glühende unermüdliche Genfer Pfarrer Lasserre. Ihm war es noch beschieden, die Vollendung der Kirche in Sitten zu erleben. Hören wir, was darüber von einem Augenzeugen berichtet wird. Prächtig stieg der 3. Oktober 1876 über den Walliserbergen empor. Aber eine Sorge lag auf allen Gemütern: Pfarrer Lasserre war ernstlich erkrankt. Zwar den Abschied in der alten Kapelle konnte er noch halten. Aber er sah leidend aus, innert Jahresfrist hatte der junge erst 33jährige Mann weiße Haare bekommen. Noch sehe ich ihn, wie er vor der Türe des neuen Gotteshauses, die Bibel emporhaltend, ausrief, daß es die Hauptstraße hinabtönte: „Im Namen desjenigen, den wir in Übereinstimmung mit allen wahrhaft Gläubigen seit den apostolischen Zeiten bis heute für das einzige Haupt der Kirche halten, deren Erlöser und Bräutigam er ist; den wir mit den Aposteln Petrus und Johannes den Bischof und obersten Hirten der Seelen nennen — im Namen Jesu Christi öffnen wir diese Kirche, und wir wissen, daß er da mit uns seinen Einzug hält." In der Kirche hielt er noch das Weihegebet, aber die Predigt hatte in der Eile Pfarrer Güder aus Bern übernehmen müssen. Es ist allerliebst, das Sittener Kirchlein und alle die Ansprachen, die da gehalten wurden, waren überaus erhebend. Auch an der Mittagstafel wurden treffliche Worte gesprochen, namentlich vonseiten der Stadtbehörde. Aber als man nun in eine Gartenwirtschaft zog, wo die Kinder ihr Festchen hatten, mußte Lasserre schnellstens seinen Schmerzen weichen. Am folgenden Sonntag predigte

er noch über den Text: Gott ist ein Geist, und dann — und dann war er ein Mann des Todes. Auf dem Todbette diktierte er noch einen Brief an seine Gemeinde, den man ohne Bewegung des Herzens nicht lesen kann und einen Brief an die Gönner des Werks, in welchem er ihnen als sein Testament die Sorge für seine heißgeliebte Gemeinde ans Herz legte. Seinem Freunde bezeichnete er den Leichentext 2. Thess. 2, 15—17, aber er solle nicht von ihm reden, sondern Gott die Ehre geben. Das Abendmahl war sein letztes Erdenmahl. Am Morgen des 16. Januar 1877 erlöste ihn der Herr von seinem bittern Leiden. Ganz Sitten war in Aufregung, das Schicksal war auch gar zu ergreifend. Die Arbeiter stritten um die Ehre, den Sarg tragen zu dürfen. Katholiken wie Protestanten gaben ihm das Geleite, einige Fanatiker ausgenommen.

So entstand und wuchs das Werk im Wallis. Und heute? Heute beträgt infolge der aufstrebenden Industrie und der verbesserten Verkehrsverhältnisse die dortige protestantische Bevölkerung nahezu 2000 Seelen. Das durch den Waadtländerverein seit mehr als zwei Jahrzehnten pastorierte Unterwallis hat sich als selbständige Gemeinde losgetrennt, in Monthey eine Schule, 1902 einen eigenen Pfarrer und 1904 eine Kirche erhalten. In Saxon ist 1891 eine Schule und in Siders 1905 eine Kapelle erbaut worden. Anfeindungen vonseiten der katholischen Behörden blieben zwar auch in späterer Zeit nicht aus. Im Jahre 1870, als ein waadtländischer Kolporteur in St. Moritz und Sitten zuerst mißhandelt und dann polizeilich über die Grenze war geführt worden, rief der Berner Berichterstatter aus: In Spanien und in Rom ist mehr Freiheit als im Wallis! Und noch 1898 warnte der Hilfsbischof von Sitten in seinem Fastenmandat vor den protestantischen Pfarrern als vor Wölfen in Schafskleidern und nannte die Arbeit des protestantischen Hilfsvereins im Wallis eine unlautere und verwerfliche Invasion.

Aber das hindert nicht, daß die reformierten Gemeinden im Wallis mit ihren drei Kirchen und drei Schulen fortbestehen und will's Gott immer fester sich gründen werden auf den einen Grund Jesus Christus.

Und nun möchten wir den Leser gerne einladen, mit uns

einen Gang zu machen auch durch die andern vom Berner-Verein weise und umsichtig geleiteten Patronatsgebiete, nach dem katholischen Freiburgerland, wo Le Grand als erster reformierter Pfarrer wirkte mit seiner demütigen aufopfernden Gattin, die in der gut katholischen Stadt eine „Heilige" genannt wurde; wo in den bewegten Zeiten des Sonderbunds Pfarrer Dubuis mit seiner Frau von einer bewaffneten Rotte im Pfarrhause überfallen, als „Spion" behandelt wurde und nur durch Flucht sich retten konnte, wo man denselben Pfarrer, als er später gegen die radikale Regierung in einer katholischen Volksversammlung protestierte, in eine Kutsche setzte und unter polizeilicher Begleitung in den Kanton Bern zurückspedierte; nach dem luzernischen Willisau-Ruswyl, wo ein einfacher Bauersmann „Vater Blaser" aus eigenen Mitteln einen Betsaal für die Filiale Hopöschen erbaute; nach Alpnach, wo der Pfarrer neben seiner ausgedehnten Seelsorgerarbeit auch das volle Pensum des Lehrers zu bewältigen hat und wo das 1872 durch die Freigebigkeit eines Schaffhauser Ehepaares erbaute Kirchen- und Schulgebäude 1887 abbrannte, um sofort durch freundeidgenössische Bruderhilfe wieder hergestellt zu werden. Und wie würde sich's lohnen, das prompte und siegreiche Entstehen einer st. gallischen Diasporagemeinde, etwa des stolzen Rorschach oder des stattlichen Goßau oder des opferfreudigen Wallenstadt, eingehend zu verfolgen und auch sonst auf Schritt und Tritt zu beobachten, wie der Pfarrer das Häuflein seiner zerstreuten Glaubensgenossen erst mühsam aufsucht und dann sammelt zum schmucklosen Gottesdienst in einem von der katholischen Behörde überlassenen Schulzimmer oder einer Kapelle oder einem Fabrikraum, in der Bauernstube oder sogar, wo es nicht anders zu machen, im Tanzsaal des Wirtshauses, wie dann das Häuflein wächst und sich ausdehnt, wie der Gedanke eines Kirchbaus Wurzel faßt und Gestalt gewinnt, wie durch lokale Kollekten, Basars u. drgl. sich der Empfang der Reformationskollekte vorbereitet, wie das lange Warten und Mühen gekrönt wird und Kirche samt Pfarrhaus zu aller Freude vollendet dasteht, wie man den Pfrundfonds äuffnet und die Schuldenlast tilgt, bis man zuletzt — was

allerdings noch nicht allzu häufig vorgekommen — völlig auf eigene Füße sich stellt als selbständige äußerlich und innerlich erstarkte evangelische Kirchgemeinde. Wir müssen uns das versagen und beschränken uns darauf, dem Leser noch ein Bild aus dem Leben eines Zürich unterstellten Diasporapfarrers vorzuzeigen. Wir führen ihn in das jüngste der Zürcher Patronatsgebiete, nach Innerschwyz-Uri. Hier entstand infolge des Baus der Gotthardbahn eine Diasporagemeinde um die andere. Seit 1886 war ein Pfarrer für Brunnen und Erstfeld stationiert worden, 1898 erhielt Arth-Goldau einen solchen, 1899 Erstfeld, es entstanden Kirchen mit Pfarrhäusern: 1890 in Brunnen, 1899 in Erstfeld, 1900 in Arth — dank dem energischen zielbewußten Eingreifen des Zürcher-Vereins. Begleiten wir den Pfarrer in seine hoch oben im Gotthardgebiet gelegene Filiale Andermatt. Dort liegt stets ein Kontingent reformierter Soldaten, zu denen noch eine Anzahl protestantischer Familien kommt. Ihnen bringt der Diasporapfarrer die Predigt des Evangeliums, bald der von Arth-Goldau, bald der von Erstfeld, bald der von Brunnen. Hin und wieder findet auch ein Feldgottesdienst statt vor dem ganzen Offizierskorps und mehreren hundert Soldaten auf alpenrosengeschmückter und mit Kanonen flankierter Kanzel, wobei die Unterwaldner Bataillonsmusik die Choräle spielt. Nicht minder originell gestalten sich die Gottesdienste im Winter. Hören wir den Pfarrer selbst darüber: „Er hat etwas eigentümlich rührendes, dieser Soldatengottesdienst, und gar im Winter, wenn der Zugang erst muß auf Schneeschuh und Ski erkämpft werden. Seitdem wir das prächtige Harmonium haben, geht der Gesang ganz gut. Seit Anfang November findet regelmäßiger Religionsunterricht statt für die Kinder der Fortangestellten. Zweimal habe ich auf Fort Bätzberg, 1900 m, mit der dortigen Festungsmannschaft teils im freundlichen Adjutantenzimmer an der Felswand, teils im Wachtzimmer, auch mir unvergeßliche Abendgottesdienste gehalten. Ist's der Aufstieg über die Schneehänge, ist's die ergreifende Bergesstille, ist's der Gedanke an die hier auf der Höhe zusammengescharten Soldaten, was die Seele so eigentümlich stimmt? Jener März- und jener Oktober-

abend bleiben mir in steter Erinnerung und auch die freundlichen Händedrücke und jene „Behüt' Sie Gott, Herr Pfarrer," und jene Stunde fröhlichen Beisammenseins als Bruder unter Brüdern und als Schweizer unter Schweizern. Ist's nicht eine Freude, zu bekennen: Auch droben im Schnee, wo alles Leben tot ist, lebt doch in rauher Soldatenbrust das Glaubensleben? Einer dieser Kameraden liegt im Hospentaler Friedhof. Im Spital Altdorf habe ich ihm nochmals ins Auge geschaut, in der Nacht bin ich ihm nachgegangen, auf dem Gottesacker haben mit trauerndem Herzen Freunde die Ehrensalven über das Grab gegen die sonnenvergoldeten Firnen geschossen, ich habe — die erste protestantische Beerdigung in dorten — ihm die letzte Predigt gehalten und 's Vaterunser gebetet. Daß ich mit der Unbill der Andermatter Witterung Bekanntschaft machte, läßt sich denken. Vergangene Ostern (1902) trieb mich ein furchtbarer Schneesturm die Schöllenen zurück und verwehrte den Durchmarsch. Der letzte Gottesdienst im Jahre schloß mit einem unfreiwilligen dreitägigen Aufenthalt in Andermatt. „Eingeschneit!" Auf Schneereifen war der Abstieg am dritten Tage möglich. Aber eben überwundene Hemmnisse bilden den Kitt zwischen Gemeinde und Pfarrer."

Oft werden diese Gänge und Fahrten durch das unwirtliche Gebirg geradezu gefährlich, wenn, wie es im März 1906 geschah, bei der Teufelsbrücke kurz vor der Ankunft des Postschlittens eine Lawine die starke steinerne Brustwehr samt einem Teil der Straße in die Reuß hinunterreißt und der Pfarrer nur durch die Hilfe der Schneeschaufler vor dem Sturz in den Abgrund bewahrt bleibt. Ein anderes Bild. Bei einer Bestattungsfeier auf dem Friedhof zu Bürgeln bedeckte der Schnee im Nu die geöffnete Liturgie und es mußte ein freies Wort an die Stelle des liturgischen Gebetes treten, oder — es war in Erstfeld — der Föhnsturm verschlang das eine Mal Wort und Stimme und riß dem Geistlichen das Barett vom Kopfe, das andere Mal ergriff er den Talar und wirbelte ihn über dem Kopf zusammen, „daß es," wie der Pfarrer selber bemerkte, „fast einen komischen Eindruck hervorrief, wenn die Situation nicht so ernst gewesen wäre."

Und was sind es denn für Gemeinden, in denen diese Pfarrer arbeiten? Wie sich leicht denken läßt, bestehen sie aus sehr verschiedenartigen Elementen. Wenn wir nach Freiburg, Luzern und Unterwalden blicken, so sind es meist Bauersleute aus dem Kanton Bern, unter ihnen manche Gestalten, die an Uli den Knecht und Uli den Pächter bei Jeremias Gotthelf erinnern; anders in Industriegegenden, die von zahlreichen Eisenbahnlinien durchzogen werden, da bilden Handwerker, Fabrikarbeiter und Eisenbahner einen Hauptteil der Gemeinde; an Kurorten gesellen sich im Sommer noch die Fremden und die Hotelangestellten hinzu. Es kommt vor, daß eine und dieselbe Diasporagemeinde all diese Berufsklassen und Bildungsstufen in sich vereinigt. Eine buntgemischte Gesellschaft voll der mannigfaltigsten Ansprüche und Bedürfnisse. Selten sind es reiche Leute, die in der Diaspora ihren Aufenthalt nehmen, die meisten treibt die Sorge der Nahrung aus der Heimat fort. Auch wenn sie, wie wir früher zeigten (Kap. 3), im allgemeinen redlich beisteuern, sie sind doch in ihrer Armut meist außerstande, für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufzukommen. So kommt es, daß die Hilfsvereine nicht nur anfangs und beim Bau einer Kirche, sondern oft Jahrzehnte lang in ausgiebigster Weise unterstützen müssen und manche Gemeinden immer nicht zur Selbständigkeit gelangen. Mit Fug empfahl kürzlich der Präsident des Vorvereins den Sektionen diesen Übelstand zur ernsten Erwägung. „Wer ein Mittel fände," sagt er, „alte Diasporaposten selbständig zu machen und von der Unterstützungsliste wegzubringen, würde unserer Sache einen Dienst erweisen, welcher demjenigen nicht nachstünde, den uns die Einführung der Reformationskollekte geleistet hat." Und neben der sozialen Schwachheit macht auch die große Isoliertheit und Verschiedenartigkeit der Gemeindeglieder eine Leitung und Überwachung durch die Hilfsvereine oft auf lange hinaus notwendig, so sehr dies dem demokratischen Zug der Zeit widersprechen mag. Und was das sittliche und religiöse Leben betrifft, so dürfen wir hier so wenig als sonst wo ideale Zustände erwarten. Wird doch mancher in der Fremde draußen weder braver noch frömmer. Wohl erwacht draußen in vielen das Heimweh nach dem längst ver-

lassenen Gotteshaus, in andern aber stirbt es erst völlig ab. Wohl treibt die katholische Umgebung die zerstreuten Protestanten oft zu einigem, festem Zusammenhalten, und doch fehlt es leider nicht an betrübenden Fällen, wo jahrelanger Hader die Diasporagemeinde entzweit, zur Schadenfreude der Katholiken und zur Schande der evangelischen Sache. Doch hören wir das billige Urteil eines bewährten Diasporapfarrers:

„Wenn man eine Gemeinde nach ihrem jetzigen Gang und Stand sich objektiv vergegenwärtigen will, so hat man sich zu allererst vor falschen Voraussetzungen zu hüten. Manche denken sich eine Diasporagemeinde aus lauter heilshungrigen Gliedern zusammengesetzt, andere dagegen glauben, daß der religiöse und kirchliche Indifferentismus beinahe verkörpert zu finden sei. Die Auswanderung in eine katholische Gegend behufs Gründung einer besseren Existenz bringt noch keine innere Umgestaltung, wird aber den Indifferentismus eher austreiben als begünstigen, indem die katholische Umgebung auf die Eingewanderten meist religiös und kirchlich anregend wirkt. Wir haben es eben hier mit Menschen zu tun, wie sie auch in ihrer alten Heimat aufwachsen, gedeihen, leben und sterben. Bei all ihrer Ähnlichkeit mit andern evangelischen Gemeinden wird man immerhin die Diasporagemeinde mit einem besonderen Maßstab messen müssen, wenn man gerecht und billig sein will. Man denke sich die Glieder einer evangelischen Gemeinde zerstreut in 12—15 Einwohnergemeinden und zwar 10% Evangelische unter 90% Katholiken, viele sozial und ökonomisch in abhängiger Stellung, ihr Weg zur Kirche und zum Gottesdienstlokal zwei bis drei Stunden lang, an zwei oder drei großen, reich ausgestatteten katholischen Kirchen vorbei, aus welchen ansprechende Musik und Gesang erklingt, und an der Straße steht der leutselige Gemeindeammann oder der Großstein-Toni oder der Hinteregg-Sepp und sagt zum Sami oder Hans: ‚Der gönd eister verby, chömed einist zu eus!‘ Da braucht es für einen evangelischen Christen Energie und einen starken innern Zug zu seinem einfachen Gotteshaus mit seinem schlichten Gottesdienst. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, darf der Besuch unserer Gottesdienste sich sehen lassen.“ Das gilt von einer Bauerngemeinde. Anschaulich schildert ein

anderer die eigentümlichen und ſchwierigen, aber auch geiſtig anregenden Verhältniſſe einer Diaſporagemeinde, deren größtes Element dem Hotelberufe angehört, wie „unſäglich verſuchungsreich und gefährlich“ die Lage des jungen Mannes iſt, aber auch wie Jünglings- und Jungfrauenvereine blühen und wie erfreulich die tatkräftige Teilnahme und Mithilfe der einzelnen Glieder an dem Gedeihen des Gemeindelebens iſt. „Kinder, ſagt er, ſozuſagen noch friſch aus der Hand Gottes mit ihrem natürlichen Zug zum Göttlichen, energiſche, kraftvolle, junge Männer, gemütsfriſche dienſtbereite Töchter, erfahrene und gereifte Chriſten vereinigt das Gemeindeleben zu einer Fülle von Beziehungen“. Über den Kirchenbeſuch ſpricht er ſich folgendermaßen aus: „Ein wahrer Strom von Fremden flutete auch dieſes Jahr (1906) in der Saiſon in unſer Kirchlein hinein. Zweimal konnte es die Menſchen nicht mehr faſſen. Da verbindet ſich mit unſerer Diaſporagemeinde jeweilen für einige Wochen eine wahre Weltgemeinde ... Der eigentliche Stimulus in der hieſigen Paſtoration liegt aber in der Tatſache, daß dieſer Flutzeit der Fremden keine peinliche Ebbe im Kirchenbeſuche zu folgen pflegt. Mit ſichtlicher Freude ruht der Blick der Gemeinde auf der ſtattlichen Schar junger Männer, die unſere Gottesdienſte beſucht und der Gemeinde zu dienen beſtrebt iſt.“ Und mancher Zug rührender, in der Zerſtreuung erwachter oder bewahrter Anhänglichkeit an die evangeliſche Kirche und ihre Gottesdienſte ließe ſich noch anführen aus dem Leben und Treiben der Diaſporagemeinden. Wir begnügen uns mit einigen wenigen Beiſpielen. Im Rhonetal, in der deutſchen Gemeinde von Aigle, hatte eine junge Köchin die gute Idee, die Zuhörer durch Karten zum Gottesdienſt einzuladen, infolgedeſſen verdreifachte ſich das ſonntägliche Auditorium. Als die Zugsverbindungen zwiſchen den ſchwyzeriſchen Ortſchaften Siebnen und Lachen ungünſtige waren, trafen die Proteſtanten des letzteren Dorfes mit einem Fuhrhalter ein Abkommen, wonach dieſer ſie auf zwei Leiterwagen um den Preis des Eiſenbahnbillets zur Kirche nach Siebnen führte. Im Jahr 1900 verſuchte der Pfarrer von Arth-Goldau, bis nach Einſiedeln hin Zerſtreute ausfindig zu machen und zu ſammeln. Im Auguſt machte er ſich mit Teſtament und Wan-

derstab auf die Suche. Er kannte dort noch keine ortsansässige Seele. Endlich fand er eine protestantische Seidenfergerfamilie; die wies ihm den Weg zu andern. Öfters mußte er bei den Leuten herausdüfteln, ob sie überhaupt noch protestantisch seien. In der Tat wies man ihm mehrere, die während der Zeit katholisch geworden waren. Die Sehnsucht nach dem Wort Gottes war aber noch nicht erstorben und wurde vielerorts von neuem wach. Eine Frau aus gemischter Ehe, die Einsiedeln jahrelang infolge ihrer ärmlichen Verhältnisse nicht mehr verlassen hatte, erklärte ihm, ihr Gesangbuch hervorholend, noch einen großen Lebenswunsch zu haben, nämlich, dieses Buch nochmals im Gottesdienst benützen zu können. Ihr Wunsch wurde erfüllt; denn, dank dem freundlichen Entgegenkommen der katholischen Ortsbehörden, durfte der Pfarrer am „heiligen Abend" unter dem leuchtenden Christbaum im neuen Schulhause gegenüber dem Kloster den ersten protestantischen Gottesdienst in Einsiedeln abhalten vor etwa 35 Erwachsenen.

Am erfreulichsten wohl ist es, wenn das günstige Urteil über die Evangelischen und ihr Christentum aus katholischem Munde kommt. In dieser Hinsicht durfte der Genfer-Verein in seiner großen weitverzweigten französischen Diaspora manche ermutigende Erfahrungen machen. In Forcalquier, im Departement Basses Alpes, haben die Katholiken ihren protestantischen Gemeindegenossen das Zeugnis gegeben: Wie schade, daß es Protestanten sind, sie hätten das Zeug zu trefflichen Katholiken. Im Departement Charente kommt ein katholischer Untersuchungsrichter in ein Dorf, wo ein Verbrechen geschehen. Bevor er an die Untersuchung geht, erkundigt er sich, ob Protestanten im Orte seien; denn, sagte er, ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Zeugenaussagen von Protestanten zuverlässiger und wahrhaftiger sind als die der übrigen Einwohner. Oder im französischen Jura ist der protestantische Diasporapfarrer von einem Katholiken verleumdet worden. Der Pfarrer klagt, die Verleumdung erweist sich als völlig grundlos, und nun wird der Verleumder vom katholischen Gericht dazu verurteilt, den Bauplatz für die im Dorf zu errichtende evangelische Kirche zu bezahlen. In Hoch-Savoyen machte eine evangelische Be-

gräbnisfeier einen so tiefen Eindruck auf die Bevölkerung, daß ein katholischer Zuhörer — gewiß ohne jede Boshaftigkeit — den Wunsch äußerte: ach, daß doch jeden Tag in unserm Dorf eine protestantische Beerdigung stattfinden möchte. Überhaupt sind es — neben der Weihnachtsfeier mit ihrer kindlichen, herzgewinnenden, evangelischen Fröhlichkeit — hauptsächlich die protestantischen Beerdigungen und die dabei gehaltenen allgemein verständlichen Grabreden ohne unnützen Pomp und steife Zeremonie, was der evangelischen Sache die Achtung und Sympathie der Katholiken verschafft.

In Chambéry (Savoyen) machte der katholische Priester Opposition gegen die Leichenfeier eines protestantischen Kindes. Bald darauf starb in derselben Familie das zweite Kind. Der Priester hörte vom Fenster seines Pfarrhauses die Grabrede des protestantischen Pfarrers. Hierauf machte er der trauernden Familie einen Kondolenzbesuch und entschuldigte sein früheres Benehmen. Zum protestantischen Pfarrer sagte er: Ich kannte Ihren Glauben nicht, aber ich hörte Sie predigen und ich hätte nicht anders gesprochen. Ich werde künftig meine Kirchgenossen ermuntern, in Ihre Predigt zu gehen.

Wie vor der Majestät des Todes die konfessionellen Gegensätze oft unwillkürlich verschwinden, das erfuhr im Jahre 1900 der evangelische Pfarrer von Brunnen. Er berichtet: „Die Beerdigung einer Arbeiterfrau auf der Alleten hatte etwas ungemein Ergreifendes. Ich saß, im traulichen Gespräch mit dem Ortspfarrer in seinem Zimmer, als der Leichenzug über den von den ersten Sonnenstrahlen beleuchteten See daherkam. Auf einem lautlos einhergleitenden Güterschiff war der Sarg aufgebahrt, schön bekränzt und umgeben von den Angehörigen, während im Kreis herum die einheimischen Arbeiter und Arbeiterinnen der Dynamitfabrik Platz genommen hatten, die dann auch, gleichwie der katholische Pfarrer mit seiner ganzen Schülerzahl, an der kirchlichen Feier teilnahmen."

Es mag hier der Ort sein, ein Wort zu sagen von dem Verhältnis und Zusammenleben der Katholiken und Protestanten in der Diaspora. Zuerst möge eine statistische Notiz Raum finden. Die eidgenössische Volkszählung

vom 1. Dezember 1900 hat ergeben, daß die Zahl der Katholiken in der Schweiz bedeutend stärker zugenommen hat als diejenige der Protestanten. Während 1888 die Katholiken nur 40,5% und die Protestanten 58,8% der Gesamtbevölkerung betrugen, bilden jetzt die Protestanten nur noch 57,8% die Katholiken 41,6 oder anders ausgedrückt: es gab im Jahre 1888 in der Schweiz 1,189.662 Katholiken und 1,724.869 Protestanten; 1900 hatten wir 1,383.135 Katholiken und 1,918.197 Protestanten. Diese Zahlen enthalten eine ernste Mahnung an die protestantischen Hilfsvereine. Denn dadurch, daß sie an Mitgliederzahl zunimmt, tritt die katholische Kirche selbstbewußter, an manchem Ort aggressiver, herausfordernder auf. Es sei ferne von uns, den Frieden zu stören, der in unserm Vaterlande zwischen den beiden Konfessionen besteht. Wir achten jeden aufrichtigen, frommen Glauben nach dem schönen Dichterwort:

Verachte keinen Brauch und keine Flehgebärde,
Womit ein armes Herz sich losringt von der Erde!

ja wir freuen uns, wenn wir im katholischen Lager echtem religiösem Leben und wahrem Christentum begegnen und da und dort aus den Diasporagebieten berichten hören, daß die friedlichere und freundlichere Stimmung, wie sie aus dem Zusammenleben der Angehörigen beider Kirchen und aus der Not der Zeit, gefördert durch die Gesetzgebung, herausgewachsen ist, sichtbare Fortschritte macht.

Der wohltuenden Äußerungen katholischer Duldsamkeit und Friedensliebe haben wir oben bereits mehrere angeführt. Es wäre uns ein leichtes in der Aufzählung derselben noch länger fortzufahren. So lesen wir etwa in den Berichten unsrer Vereine von katholischen Lehrern, die im protestantischen Gottesdienst das Harmonium spielen oder mit den Schulkindern geistliche Lieder aufs protestantische Weihnachtsfest einüben, von katholischen Toasten bei reformierten Kirchweihen oder Pfarrinstallationen, worin friedliches Zusammenwirken versichert und das gemeinsame Glaubensgut betont wird, von hie und da recht erheblichen finanziellen Beiträgen katholischer Einwohnergemeinden an evangelische Kirchenbauten, von entgegenkommender Überlassung katholischer Schulzimmer, Kapellen, ja sogar Ge-

meindekirchen zum Zweck evangeliſchen Gottesdienſtes. Oder es wird uns berichtet von einem Sylveſtergottesdienſt im ſchweizeriſchen Dorfe Lachen, wobei Katholiken und Proteſtanten in gemeinſamer Andacht der Predigt des reformierten Pfarrers zuhörten: Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden; oder wie im Kanton Luzern ein katholiſcher Ehemann, deſſen Frau eine reformierte Neuenburgerin iſt, zum Pfarrer kam mit der Bitte, ſeiner Gattin wieder eine franzöſiſche Bibel an Stelle der im Brande des Hauſes zugrunde gegangenen zu verſchaffen u. ſ. w. Aber vergeſſen wir es nicht, das ſind einzelne Zeichen perſönlichen Wohlwollens und freund-eidgenöſſiſchen Bruderſinns, die an leitender kirchlicher Stelle aus irgend einem Grunde geduldet oder auch gar nicht gewußt, aber kaum gebilligt werden, und denen genug und mehr als genug Erweiſe fehlender Duldſamkeit gegenüberſtehen. Wir hören leider auch von Umtaufen, die von katholiſchen Prieſtern an evangeliſchen Kindern und Erwachſenen vorgenommen werden, von zudringlichen Bekehrungsverſuchen, die proteſtantiſche Kranke in katholiſchen Spitälern zu erleiden haben, von der Störung des Hausfriedens in gemiſchten Ehen durch römiſche Intoleranz und katholiſche Übergriffe, von Verweigerung des Geläutes bei evangeliſchen Beerdigungen bis in die neueſte Zeit hinein. Von der katholiſchen Kirche als ſolcher werden wir Proteſtanten im beſten Falle ignoriert. Man erkennt uns gar nicht als Kirche an. Um nur ein Beiſpiel anzuführen. Es werden immer wieder weit herum in proteſtantiſchen Häuſern Lotterie-Proſpekte maſſenhaft verbreitet zugunſten von katholiſchen Kirchbauten, wobei mit keinem Worte erwähnt iſt, daß es ſich um den Bau katholiſcher Gotteshäuſer handelt. Ein nicht ſonderlich ehrliches Verfahren, das in proteſtantiſchen Kreiſen jeweilen gerechte Mißbilligung hervorruft und manchen mit den betreffenden örtlichen Verhältniſſen nicht vertrauten Evangeliſchen irreführt. Zuſammenfaſſend darf wohl geſagt werden, daß viele, ſehr viele in unſerm katholiſchen Schweizervolk ihren proteſtantiſchen Miteidgenoſſen eine friedliche und freundliche Geſinnung entgegenbringen und den Beſtrebungen unſrer Hilfsvereine wohlwollend gegenüberſtehen. Nicht dasſelbe Zeugnis dürfte — rühmliche Ausnahmen ab-

gerechnet — der katholischen Priesterschaft und besonders dem jüngern Teil derselben ausgestellt werden. Sie dürfen kein Verständnis und keine Sympathien für unsre Sache haben, auch wenn sie wollten.

Unlängst standen zwei reformierte Schweizerpfarrer auf ihrer Wanderung durch die Stadt Freiburg vor dem dort errichteten Standbild des Pater Girard stille. Derselbe hat in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiet der Jugenderziehung segensreich gewirkt und wird darum der Pestalozzi der welschen Schweiz genannt. Ach, daß die katholische Kirche mehr solcher Männer hätte, äußerte der eine der beiden Pfarrer, aber die sterben leider aus und erzählte nun seinem Begleiter die folgende kleine Geschichte. Als Girard ein kleiner Knabe war, verkehrte in seinem elterlichen Haus eine protestantische Eierfrau, die um ihres frommen friedfertigen Sinnes willen bei allen beliebt war. Nun kam einmal der kleine Gregorli ganz betrübt aus der Schule heim und klagte seiner Mutter, der Priester habe in der Religionsstunde gesagt, die Protestanten könnten nicht selig werden. Kommt denn nun auch unser Eierfraueli in die Hölle? Nein, sagte die Mutter, Gott verdammt keinen frommen Menschen. Und dieses Wort meiner Mutter, sagte später Pater Girard, hat meinem Geist und meinem Denken zeitlebens den Stempel aufgedrückt. Nicht mit Unrecht klagte darum kürzlich ein schweizerischer Diasporapfarrer, die schönen Zeiten des Anfangs seien vorüber, wo der katholische Pfarrer im Hause des reformierten, während derselbe abwesend war, dessen schwerkranke Verwandte in echt christlichem Geiste tröstlich besuchte.

Möge die Zeit immer näher kommen, wo ein edler Wettstreit in Werken des Glaubens und der Liebe an die Stelle der Unduldsamkeit und des gegenseitigen Mißtrauens tritt, wo beide, Protestanten und Katholiken, jeder seines Glaubens gewiß und den Glauben des andern achtend, die Kraft des eigenen Glaubens im Leben bekunden. Hier und nicht durch künstliche Einigungsversuche ginge der Weg zur Glaubenseinigkeit auf dem Grund evangelischer Wahrheit.

7. Unsere Schulen.

Der protestantische Hilfsverein hat nicht bloß zahlreiche Kirchen und Pfarrhäuser erbaut und mit Pfarrern versehen, sondern er läßt sich's auch angelegen sein, evangelische Schulen zu errichten. Aber bedarf es denn solcher? Sind wir Schweizer nicht stolz auf unser fortgeschrittenes Volksschulwesen? Ist nicht jedem Kind in unserm Vaterland Gelegenheit gegeben, sich die zum Leben nötige Bildung anzueignen? Und ist es gut, daß durch kirchliche Vereine der konfessionelle Gegensatz in unsere Jugend hineingetragen wird? Und doch, es darf mit Fug von einer Schulnot in der Diaspora geredet werden. Wer die dortigen Verhältnisse kennt, begreift, daß es protestantischen Eltern oft sehr schwer wird, ihre Kinder in die katholischen Schulen zu schicken. Es ist nicht bloß das katholische Schulgebet mit den damit verbundenen religiösen Gebräuchen und Zeremonien oder die ungleiche Behandlung, die protestantische Kinder etwa erfahren müssen, es ist vielmehr der Geist der katholischen Schule überhaupt und ihre ganze Methode, was das Bedürfnis nach evangelischen Schulen mancherorts wachruft. Nicht jedes Kind ist so standhaft und mutig wie jener evangelische Knabe in Altenkirchen in der württembergischen Diaspora. Als die katholische Schulschwester ihn lehren wollte, wie die andern Kinder den Rosenkranz zu beten, erklärte er fest und bestimmt: „So bet't mei Muetter net, so bet' ich au net!" Wie nötig unsere evangelischen Diasporaschulen oft sind und wie eng mit unserm ganzen Hilfsvereinswerk verwachsen, das hat beim 50jährigen Jubiläum des Basler Vereins der Berner Präsident Pfarrer Ochsenbein mit den folgenden treffenden Worten ausgesprochen:

„Wir legen unsern Schulen die höchste Wichtigkeit bei und versäumen nichts, was zu ihrer gedeihlichen Entwicklung dienen kann, von Lehrern und Schulkommissionen darin kräftig unterstützt. Mit Ausnahme von Willisau-Ruswyl sind alle unsere Diasporagemeinden aus der Schule herausgewachsen. Diejenigen von Freiburg-Stadt und Sitten nahmen ihren ganz bescheidenen

Anfang, bevor es in der Schweiz einen proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsverein gab, ja dieſe kleinen reformierten Schulen ſind gerade Anregung und Anſtoß geworden zur Gründung des Hilfsvereins. Sie bilden aber auch die ſolide Unterlage für unſere Kirchgemeinden und garantieren deren Zukunft. Denn es iſt ein gefährlich Ding um den Proteſtantismus ohne eigene

So bet't mei Muetter net.

Schulen in ſtreng katholiſchen Landen. Vor allem gefährlich für die Jugend, deren Gemüt und Auge eben doch nicht wenig empfänglich iſt für katholiſches Kirchengepränge und insbeſondere für den Marienkultus. Und dann dazu der alltägliche Umgang und Verkehr mit Katholiken! So nimmt unvermerkt das Kind den katholiſchen Geiſt zugleich mit äußern Sitten und Gewohnheiten der katholiſchen Umgebung und Schule in ſich auf, man gewöhnt ſich daran und ſo wachſen jene ſonderbaren Prote-

ſtanten heran, welche weder klare evangeliſche Erkenntnis, noch evangeliſches Bewußtſein mehr beſitzen und daher dem Glauben und der Kirche ihrer Väter ohne allzu große Gewiſſensnot den Rücken kehren, wenn eine Heirat oder andere äußere Umſtände ſolchen Wechſel erfordern. Unſere Schulen helfen uns ein evangeliſches junges Geſchlecht erziehen, welches ſich unter ſich, mit der reformierten Schule und Kirche der Gemeinde und mit der Schule und Kirche der berniſchen Heimat feſt und innig verbunden fühlt."

Und ſo iſt es denn in der Tat vor allem Bern geweſen, das in ſeinem großen Diaſporagebiet der Schulnot zu ſteuern geſucht. Allein im Kanton Freiburg hat es im Laufe der Jahre dreizehn Schulen*) ins Leben gerufen, wozu noch die zwei vom Waadtländer Verein geleiteten in Bulle und Romont und die von Neuenburg beſorgte in Eſtavayer kommen. In Sitten beſtehen unter Berns Patronat zwei blühende Schulklaſſen nebſt Penſionat, ebenſo eine Schule in Saxon (diejenige in Monthey ſteht unter Waadt), eine in Alpnach und eine im zu Willisau gehörigen Hopöſchen. Es ſind zuſammen an die 1300 Kinder, die ſo allein in evangeliſchen Schulen des Berner-Vereins unterrichtet werden; hie und da — und das darf wohl als beſonders günſtiges Zeugnis des erteilten Unterrichts gelten — erſuchen wohl auch katholiſche Schüler um Aufnahme. Zuweilen erſchwert die ſprachliche Zweiſpurigkeit die Arbeit der Lehrerſchaft in hohem Maße. So in Sitten: wenn da z. B. in einer Klaſſe fünfzehn Kinder ſitzen, die nur franzöſiſch ſprechen und daneben dreizehn andere, die nur deutſch ſprechen, ſo läßt ſich leicht denken, wieviel Mühe es koſtet und wieviel Zeit verſtreicht, bis dieſe Klaſſe auf eine gewiſſe Einheitlichkeit gebracht iſt.

Es lohnt ſich wohl, noch einen Augenblick beim Schulhausbau der Stadt Freiburg zu verweilen. Schon im Jahre 1837 begonnen, wuchs die dortige Schule im Laufe der Jahrzehnte auf 400

*) Stadt Freiburg (8 Klaſſen), Rechthalten (2 Kl.), Berg (2 Kl.), Flamatt (2 Kl.), Gurmels (2 Kl.), Courtepin (2 Kl.) und Keſſibrunnholz, Heitenried, Ferpicloz, Bennewil, Fendringen, St. Antoni, Obermettlen (je 1 Kl.).

Schüler in acht Klassen an. Das alte an einem Bergabhang und in denselben hineingebaute Haus mußte vielfach erweitert und umgebaut werden, bis es zuletzt einen mehr poetisch-romantischen als einen schulmäßig würdigen Anblick bot, von dem gesundheitsschädlichen Zustand der licht- und luftarmen Räume gar nicht zu reden. Ein Neubau erschien nicht bloß wünschenswert, sondern wurde von der katholischen Stadtbehörde geradezu ge-

Schulhaus in Freiburg. Erbaut 1906.

boten, die nach Vollendung desselben ihren Jahresbeitrag auf 5000 Franken zu erhöhen versprach. 50,000 Franken hatte die Freiburger-Gemeinde selbst teils unter sich, teils bei auswärtigen Freunden gesammelt, die Stadtgemeinde schenkte den schön in erhöhter sonniger Lage befindlichen Bauplatz, die Reformationskollekte ergab 72,000 Franken. Der Bau, den man auf 180,000 Franken veranschlagt hatte, war gesichert. Sonntag, den 18. November 1906, fand die Einweihung statt, ein Freudenfest für die tapfern und opferwilligen Freiburger Protestanten. Vom alten Schulhaus an der Murtengasse, von welchem mit

Gesang der Schulkinder und Worten der Dankbarkeit für allen Gottessegen, der von seinen Räumen während 70 Jahren ausgegangen war, Abschied genommen wurde, bewegte sich die große Festgemeinde in langem Zug, voran die renommierte Freiburger Stadtmusik, nach dem neuen Schulhause, dessen Schlüssel vom Architekten dem Schulpräsidenten mit kurzer Rede und Gegenrede übergeben wurde, worauf wieder Gesang der Kinder, Gebet und dann Besichtigung des Schulhauses und Bewirtung der Schuljugend folgte. Das Schulhaus erhebt sich als stattlicher, stilvoller Bau, weithin sichtbar auf der Höhe des Gambach, nicht weit von der reformierten Kirche. „Wir haben," schreibt ein Besucher, „nicht bald in einem Schulhause eine solche Fülle von Licht und guter Luft und unter Lehrerschaft und Schülern einen solchen Frohsinn und solch munteres Schaffen gesehen. Sie müssen sich also im neuen Schulhause so glücklich fühlen wie Lazarus in Abrahams Schoß. Möge nun bei Lehrern und Schülern sich erfüllen, was der Apostel Paulus den Philippern schreibt: freuet euch in dem Herrn allewege und abermals sage ich, freuet euch! wobei wir auf das ‚allewege', das sich Freuen auch bei der täglichen Arbeit, auch bei allerlei Hindernissen, bei schwachbegabten, übelgearteten Kindern, den Nachdruck legen. Zu solcher Freude in Geduld und Liebe und Treue gibt der Herr dem Lehrer und Pfarrer die innere Ausrüstung und nur mit dieser Freude in dem Herrn wird die Herrlichkeit des neuen schönen Schulhauses sein wie die Herrlichkeit und der Segen des alten, äußerlich sehr mangelhaften Schulhauses war."

Neben den oben erwähnten Vereinen hat auch Zürich seine evangelischen Schulen in Baar und Andermatt und das st. gallische Wyl hat im Jahre 1899 rasch und energisch, ganz von sich aus, eine evangelische Sekundarschule für Mädchen errichtet. Die protestantischen Mädchen, die der Primarschule entwachsen waren, hatten bisher keine andere Gelegenheit zur Weiterbildung am Orte als die Sekundarschule des Frauenklosters. Als die Unzukömmlichkeiten in jeder Hinsicht sich mehrten, taten sich 36 evangelische Familienväter zusammen und beschlossen kühn die Gründung einer eigenen Sekundarschule, welche schon nach sieben

Wochen mit zwölf Töchtern und einer Lehrerin eröffnet wurde und bald einer großen Frequenz sich erfreute. Ein Glaubensmut und Opfersinn, der vorbildlich für andere Diasporagemeinden darf genannt werden.

Von Österreich wird im folgenden Kapitel ausführlicher die Rede sein. Hier nur ein Wort über seine Schulen. Es bestanden in den österreichischen Ländern bis zum Jahre 1869 gegen 400 evangelische Schulen nebst mehreren Seminarien und Lehranstalten. Da wurde ein Schulgesetz erlassen, welches verfügte, daß fortan alle Volksschulen konfessionslos sein sollten. Das bedeutete aber in einem so vorwiegend katholischen Land soviel als katholisch. Und in der Tat enthielten die Schulbücher Gebete an die heilige Jungfrau, und wurden die evangelischen Lehrer angehalten, die Kinder zu den Prozessionen zu leiten. Somit waren die Evangelischen gezwungen, ihre bisherigen Schulen als Privatschulen weiterzuführen, was ihnen aber um so schwerer wurde, als sie nach dem neuen Schulgesetz auch die konfessionslose Gemeindeschule mit unterhalten mußten. Die Folge davon war, daß zahlreiche evangelische Schulen eingingen, bis 1892 nicht weniger als 150. Andere fristen ein überaus kümmerliches Dasein. Mancher wackere Lehrer muß sich mit einem Hungerlohn und einer elenden Baracke als Wohnung begnügen. Als in einer Gemeinde Mährens die evangelische Schule mußte erweitert werden, nahm man einfach dem Lehrer sein Wohnzimmer weg und logierte ihn in die Küche, und anderswo bewohnte lange Zeit eine Lehrerfamilie mit vier Kindern einen einzigen Raum, der als Küche, Wohn-, Eß- und Schlafzimmer zugleich dienen mußte. Wohl leistet der Staat einen Jahresbeitrag, wohl nehmen sich der Gustav-Adolf-Verein und der protestantische Hilfsverein der Not der Glaubensbrüder an und kommen ihnen zu Hilfe auch im Kampfe um die Schule, aber die stetsfort überaus zahlreich einlaufenden kläglichen Bittgesuche zeigen, wie groß diese Not und wie unzulänglich diese Hilfe ist. Dazu kommt mancherorts die römische Zudringlichkeit und zwar nicht bloß im fernen Böhmen und Mähren, sondern im nahen an der Schweizergrenze liegenden Vorarlberg. Ist es doch noch im 20. Jahrhundert daselbst vor-

gekommen, daß ein evangelischer Knabe von seinem Lehrer blutig geschlagen wurde, weil er — nicht in der Messe war!

Was der protestantische Hilfsverein bisher für die Diasporaschulen im In- und Ausland getan, ist dankenswert, aber es ist wenig, zu wenig, angesichts dessen, was geschehen sollte.

8. Die Glaubensbrüder in Österreich.

Wir beginnen mit einer sehr traurigen geschichtlichen Erinnerung. Böhmen war zur Zeit der Reformation ein reiches, blühendes und — da der geistige Boden durch die Hussiten und böhmischen Brüder wohl vorbereitet war — ein zu 90% evangelisches Land. Aber nun kam der dreißigjährige Krieg und die Gegenreformation; in blutigem Vernichtungskampf wurden die Protestanten teils ausgerottet, teils gewaltsam katholisch gemacht und das Land in eine Wüste verwandelt. So geschah es auch in Mähren und Schlesien und in Ungarn. In den österreichischen Ländern konnte sich nur eine ganz kleine Zahl evangelischer Gemeinden ins 18. Jahrhundert hinüberretten und der protestantische Geist vermochte nur im Verborgenen an Bibel und Andachtsbüchern sein Leben zu fristen. Da bestieg der hochherzige Kaiser Josef II. den Thron und erließ am 13. Oktober 1781 sein berühmtes Toleranzedikt. Dasselbe gewährte allen Nichtkatholiken des Reiches Freiheit des Glaubens und Gottesdienstes, immerhin so, daß der Katholizismus die herrschende Staatsreligion blieb, d. h. es durften wohl evangelische Kirchen gebaut werden, aber ohne Turm und Glocken und mit verborgenem, von der Straße nicht sichtbarem Eingang, es durften wohl evangelische Pfarrer und Lehrer angestellt, aber den katholischen Priestern mußten wie bisher die Stolgebühren entrichtet werden. Erst das sogenannte Protestantenpatent des gegenwärtigen Kaisers Franz Josef vom 8. April 1861 verhalf den Evangelischen zur kirchlichen Gleichberechtigung.

Aber als eine Erlösung war das Toleranzedikt Josefs II. doch zu betrachten. Manche mochten wohl gemeint haben, alles

evangeliſche Leben ſei erſtorben und ſiehe, nun regte ſich's auf dem weiten Totenfeld und an die 100,000 Proteſtanten wagten ſich hervor und meldeten ſich an. Es bewahrheitete ſich, was auf dem Kirchenſiegel der böhmiſchen Gemeinde Trautenau ſteht: Evangelium purum semper revertens, d. h.: das reine Evangelium kommt immer wieder und lebt immer wieder auf. Freilich nicht viele Reiche und Vornehme vor der Welt, ſondern arme Leute waren es, ſogenannte Häusler, kleine Pächter, Taglöhner, Dienſtboten, ſetwa Handwerker und Beamte, in neuer Zeit Fabrikarbeiter. Die „Toleranzkirchen", die ſie damals er-

Bethaus aus der Toleranzzeit.

richteten, waren keine monumentalen Prachtbauten, ſondern armſelige Bethäuſer, deren Baufälligkeit bald ſprichwörtlich wurde, es hieß, man könne ſie mit einem Spazierſtock durchſtoßen. Und noch ſchlimmer ſtand es um die Schulhäuſer und Pfarrwohnungen. !Der Leſer ſieht obenſtehend ein ſolches Bethaus aus der Toleranzzeit abgebildet, ein morſches Holzhaus, das durch Sperrbalken geſtützt und ſo vor dem Einſturz muß bewahrt werden. Solche gibt es heute noch eine ganze Anzahl. Und dann die Pfarrer- und Lehrerbeſoldungen. Zuwenig zum Leben und zuviel zum Sterben. Und das Wenige konnte von der verarmten Gemeinde oft nicht einmal zuſammengebracht und ausbezahlt werden. Beſonders ſchlimm war das Los der dienſtuntauglichen und altersſchwachen Pfarrer und

ihrer Witwen und Waisen. So fand es Wilhelm Le Grand, als er im Sommer 1840 seine Reise durch Österreich unternahm. Er berichtete bei seiner Rückkehr in die Schweiz von geradezu unglaublichen Hungerlöhnen der österreichischen Pfarrer und wie es vorkomme, daß eine Gemeinde wie ein erschöpfter Acker ein paar Jahre brachliege und dann erst wieder Geld genug erschwingen könne, um einen Pfarrer zu berufen und ihm einen Gehalt zu versprechen, der fast regelmäßig nur ein paar Jahre lang in der festgesetzten Größe gereicht werde. Und so steht es im großen und ganzen heute noch. Wohl haben die Verhältnisse sich in manchem gebessert, es werden Staatsbeiträge und solche von den Landes- und Gemeindekassen an die Evangelischen entrichtet; aber auf der andern Seite übt das im vorigen Kapitel erwähnte Schulgesetz vom Jahre 1869 seine hemmenden Wirkungen aus und dann sind jene 100,000 österreichischen Protestanten von 1781 im Laufe der Jahrzehnte und infolge der modernen Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse auf 500,000 angewachsen, so daß neben den alten Toleranzgemeinden für eine große neuentstandene evangelische Diaspora muß gesorgt werden, eine Diaspora, die sich von unserer schweizerischen dadurch unterscheidet, daß sie mit viel weiteren Wegdistanzen und mit viel größerer Armut ihrer Bewohner zu rechnen und mithin um so mehr Mühe hat, ihre kirchliche Aufgabe befriedigend zu lösen. Noch heute, wenn wir die Bittgesuche aus Österreich durchlesen, stoßen wir auf Angaben wie diese: „Pfarrbesoldung 1000 oder 1200 Kronen, die aber nicht regelmäßig und nicht völlig entrichtet werden", oder: „von denen die arme Gemeinde kaum $^2/_3$ aufbringt." Und der Schreiber dieses Büchleins erinnert sich noch wohl der Bewegung, die am Gustav-Adolf-Feste zu Kassel im Herbst 1902 durch die Versammlung ging, als Pfarrer Dusek aus Kolin in Böhmen die Not seiner Kirche schilderte und u. a. über die Besoldungen bemerkte: „Ich sage es ganz offen: der Gehalt unserer Pfarrer ist einfach unanständig und der Gehalt unserer Lehrer noch weniger als das. Ich habe 15 Jahre in meiner Gemeinde gedient bei einem Jahresgehalt von 1000 Kronen (ca. 1000 Fr.). Es hieß: ein guter Posten! Soll ich etwa fragen, ob eine

Familie damit auskommen kann?“ Und nun die großen Wegstrecken und Distanzen! Es fahren zum Teil heute noch die österreichischen Pfarrer halbe Tage lang zu Wagen oder per Eisenbahn in ihre Predigt- oder Unterrichtsstationen. Da gibt es Gemeinden, die über 80 Ortschaften zerstreut sind in einem Gebiet, das beinahe so groß ist als der Kanton Graubünden. Da kann man die Gemeindeglieder erzählen hören: wir hatten unser Lebtag zehn Stunden weit zur Kirche oder wir fahren vier Stunden mit der Bahn zum Gottesdienst; weil uns das aber viel Zeit und viel Geld kostet, fahren wir nur wenige Male im Jahr. Da ist es nicht zu verwundern, wenn sie ihren Pfarrer kaum kennen und noch weniger der Pfarrer sie. Manche Kinder an solchen Orten, wo keine evangelische Schule ist, haben bis zum Konfirmandenunterricht kaum je eine Religionsstunde erhalten und selbst dann, in der Konfirmandenzeit, können sie vielleicht nur unregelmäßig kommen, weil es auf den stundenweiten, namenlos schlechten Wegen oft unmöglich ist, durch Schnee und Eis durchzudringen. Ist es da zu verwundern, wenn bei solchen das evangelische Bewußtsein nicht sehr kräftig ausgeprägt ist und wenn da mancher, von jesuitischen Silberlingen geblendet, an seiner Kirche und seinem Glauben zum Judas wird?

Man hört hin und wieder fragen: Sind die Evangelischen in Österreich unserer Teilnahme und Unterstützung auch würdig? Die österreichischen Lande liegen weit hinten im Osten, wer weiß, ob alles sich wirklich so verhält, wie man uns von dort her schreibt, und ob die Not wirklich so groß und ob das Verlangen nach dem Worte Gottes dort wirklich so lebendig ist. Wir meinen, auf solche Fragen und Bedenken können uns am besten diejenigen antworten, die selbst jene Gegenden bereist und die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt haben. Was melden diese Männer? „Wenn es je protestantische Gemeinden gibt,“ hören wir Le Grand in seiner bereits erwähnten Schrift „Die kirchliche Not unserer protestantischen Glaubensgenossen“ sagen, „Gemeinden, die unserer brüderlichen Teilnahme und kräftigen Unterstützung ebenso bedürftig als wert sind, so sind es die in den österreichischen

Staaten, deren Väter den evangeliſchen Glauben mit Daranſetzung ihres Gutes und Blutes errungen haben und die jetzt noch mit unſäglicher Mühe und Aufopferung dieſes teure Kleinod mitten unter ihrer päpſtlichen, ebenſo mächtigen als reichen Umgebung zu bewahren beſtrebt ſind.“ Und in neueſter Zeit haben wiederum mehrere Schweizerpfarrer den Auftrag, den einſt der Stammvater Jakob dem jungen Joſef gab, zu Herzen genommen: Gehe hin und ſiehe, wie es um deine Brüder ſteht — und ſind zu den Brüdern nach Öſterreich gegangen, haben Dorf um Dorf, Stadt um Stadt durchwandert und was ſie uns berichteten, ſtimmt völlig mit den oben angeführten Worten Le Grands überein. So unternahm im Jahre 1893 der junge thurgauiſche Pfarrer L. Tuchſchmid eine Reiſe durch die böhmiſch-mähriſche Diaſpora. Die ſchlichten und warmen Schilderungen des feinen, leider allzu frühe (ſchon im Januar 1894) verſtorbenen Mannes machten überall großen Eindruck, weckten neues Intereſſe für die Not der Brüder in Öſterreich und gaben in unſerm Verein den Anſtoß zur Einführung der öſterreichiſchen Liebesgabe. Hören wir einiges aus ſeinem Berichte. „Ich war,“ ſo erzählt er, „nach Hronov gekommen, einer Predigtſtation im Nordoſten Böhmens, die eine Diaſpora von mehr als 50 Ortſchaften bis an die preußiſche Grenze hin zu bedienen hat. Da wollte der dortige Pfarrer durchaus, daß ich auch das Gemeindlein Tys ſehe, das er auf den Bergen droben meiſt aus übergetretenen Katholiken geſammelt hat und das ſeit 20 Jahren von damals 25 Seelen auf 112 geſtiegen iſt. Er ſchickte einige Stunden, bevor wir hinkamen, den Kirchendiener voraus und ließ bekannt machen, ſie ſollten abends um ſieben Uhr in ihrem Bethaus, d. h. einem höchſt primitiven Bauernhaus, das die Gemeinde gekauft hat, ſich verſammeln, er werde einen Schweizerpfarrer mitbringen. Als wir um fünf Uhr ankamen, ſtanden ſchon acht vor der Tür und konnten es kaum erwarten, und bis um ſieben Uhr hatten ſich von den 112 Seelen der weithin zerſtreuten Gemeinde 70 in der engen niedrigen Stube zuſammengefunden, alle mit freudeſtrahlenden Geſichtern, wie Kinder unter dem Weihnachtsbaum, manche alten Leute darunter, die drei Stunden weit herkamen,

manche Mutter, die ihr Kindlein auf dem Arme trug, um nicht zu Hause bleiben zu müssen. Und wie freudig sie sangen, wie begierig sie das Wort des Lebens einsogen, wie still und andächtig sie mitbeteten! Und als die Abendversammlung vorüber war, kamen noch alle, um mir dankend die Hand zu schütteln und mir aufzutragen, ich solle doch die Brüder in der Schweiz grüßen und ihnen sagen, wie sie dankbar seien für die Bruderliebe, die sie schon aus unserm Lande erfahren, und wie die Gaben unseres Hilfsvereins ihnen schon aus mancher Not geholfen hätten. Und als dann die Menge sich verlief, da blieb noch eine Anzahl Männer bis gegen zehn Uhr zurück und wurden nicht müde, alle möglichen Fragen zu stellen über das kirchliche Leben unserer Schweiz, die sie sich als das Ideal reformierter Frömmigkeit, als ein Ideal der Freiheit und Schönheit vorstellen. Wahrlich die Einfalt und der brennende Eifer dieser Leutchen war herzbewegend und ich hätte nur wünschen mögen, daß recht viele aus unsern Gemeinden es mitangesehen hätten, um sich da beschämen, aber auch um sich neu entflammen zu lassen von solchem Feuer der ersten Liebe."

Nirgends in Böhmen und Mähren, erklärt Pfarrer Tuchschmid, habe er über schlechten Kirchenbesuch klagen hören, obwohl manche zwei und mehr Stunden zu gehen haben; dagegen habe er an vielen Orten vernommen oder mit eigenen Augen gesehen, daß die Bethäuser zu klein waren und viele noch draußen unter den Türen standen; auch das sei eine erfreuliche Erscheinung, daß viele Laien eifrig nach ihren Kräften am Bau der Gemeinden mitarbeiten. Da ist in dem eben erwähnten Tys ein altes gebrechliches Männlein, ein armer Weber, der jeden Sonntag, wenn der Pfarrer nicht dorthin kommen kann — und er kann ja nur jeden Monat einmal kommen — am Vormittag und Nachmittag eine Predigt vorliest und zwischenhinein die Kinder unterrichtet und mit ihnen singt, oder da war im mährischen Brünn ein Schneidergeselle, der zuerst die evangelischen Böhmen jener Stadt sammelte und ihnen jahrelang nachging und Gottes Wort mit ihnen las, bis man endlich auf dieses kleine Häuflein von Suchenden aufmerksam wurde und eine Predigtstation unter ihnen errichtete. Oder in Prelautsch

ist es ein alter Stationsvorstand, der mit unermüdlicher Geduld und Selbstverleugnung Gaben sammelte, bis es ihm nach langjährigem treuem Ausharren gelang, für seine Gemeinde ein Kirchlein, ein Pfarrhaus und einen tüchtigen Pfarrer zu gewinnen.

Von der Opferwilligkeit der armen Glaubensbrüder in Österreich erzählt ein anderer Kenner der dortigen Verhältnisse das folgende rührende Beispiel. Da war in einer böhmischen Gemeinde ein alter Mann von 73 Jahren, Taglöhner und Flickschneider; im Winter nährte er sich von der Flickschneiderei und im Sommer arbeitete er um Tageslohn. Der kam zum Pfarrer und erklärte leuchtenden Auges, er wolle im Laufe des Kirchbaujahres 20 Gulden beisteuern. Der Pfarrer erstaunte über diese für die Verhältnisse des Mannes so große Summe und erwiderte: „Aber lieber Seidl, so hieß der alte Bruder, das ist wohl zuviel für Euch? Ihr seid das nicht imstande. — Herr Pfarrer, ich hoffe, es wird schon gehen. — Lieber Seidl, es wird schwer gehen, macht Euch doch wenigstens einige längere Termine.“ Da machte der Mann große Augen und entgegnete: „Herr Pfarrer, Termine? Ich zähle 73 Jahre, da kann ich mir keine langen Termine mehr machen. Der Herr kann mich bald heimrufen, was nützten dann die Termine? Ich hoffe, der liebe Gott wird es schon möglich machen. Hier haben Sie fünf Gulden, das ist meine Ersparnis. Ich will weiter fleißig arbeiten, solange ich kann und solange es Tag ist, und jeden Tag von meinem Tagelohn etwas zurücklegen.“ Er tat es, und als das Baujahr zu Ende war, zahlte der liebe Seidl noch den letzten Rest und seine 20 Gulden waren abgezahlt. Seine Opferwilligkeit spornte die andern an, das Werk gelang. Der alte Seidl ist schon vor Jahren eingegangen zu seines Herrn Freude. Aber seine Opferwilligkeit, die von langen Terminen nichts wissen wollte, erzählt man sich noch jetzt von Mund zu Mund.

Es versteht sich wohl von selbst, daß nicht von allen Protestanten Österreichs gleich Rühmliches kann gemeldet werden. Daß die unerhörten Wegdistanzen ungünstig auf das kirchliche Leben einwirken können, haben wir bereits angedeutet. Oft scheint auch die bittere Armut einen schädlichen, erschlaffenden Einfluß

auszuüben auf das religiöse und sittliche Leben von Pfarrer und Gemeinde. Wer wollte deshalb einen fremden Knecht richten? Soll uns das nicht vielmehr eine neue dringende Mahnung sein, solcher Armut nach Kräften zu wehren? Ein fernerer schlimmer, unheilvoller Schaden darf hier nicht verschwiegen werden. Es ist die Uneinigkeit unter den Protestanten selbst. Wir meinen nicht bloß die konfessionellen Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformierten, wie sie auch anderwärts leider vorkommen, sondern die diese Gegensätze verschärfenden nationalen Zwistigkeiten, unter denen gegenwärtig das brave österreichische Volk schwer leidet. Da stehen sich auf der einen Seite die slavischen Tschechen, die überwiegend Reformierte sind, und auf der andern die meist lutherischen Deutschen schroff gegenüber. Und doch wie bitter not täte es, angesichts des gemeinsamen katholischen Gegners solcher Unterschiede zu vergessen und der gemeinsamen Aufgaben und Ziele sich zu erinnern. Aber wie oft durch Gottes Fügung das Unglück von einem Segen begleitet ist, so auch hier. Gerade die leidige nationale Feindschaft sollte den Anstoß zu einer Bewegung werden, die der evangelischen Kirche Österreichs neues Leben und neue Kraft zuführte. Das kam so.

Seit dem preußisch-österreichischen Kriege von 1866 ist in Österreich, besonders in Böhmen, das slavische Element immer mächtiger geworden. Die Regierungspolitik begünstigte dasselbe, besonders der Minister Badeni mit seiner verhängnisvollen Sprachenverordnung, wonach im amtlichen Verkehr das Deutsche durch das Tschechische sollte eingeschränkt und verdrängt werden. Und nun schloß die katholische Kirche sich dieser Politik an und suchte, wo sie konnte, tschechische Priester in gemischte, ja sogar in rein deutsche Gemeinden zu setzen. Deutsche Kinder mußten unverständliche Gebete lernen, deutsch-feindliche Priester besorgten den Gottesdienst und die Seelsorge. Das war zu viel. Nun brach der Sturm los. Am 10. Dezember 1897 gab in Wien eine Versammlung von 4000 Studenten den Entschluß kund, sich aus den Fesseln Roms loszumachen, „um in der deutsch-christlichen protestantischen Kirche eine gewiß tausendmal edlere, eine freiere und vor allem eine nationale Erziehung zu genießen."

Tags darauf auf einem deutschen Volkstage zu Wien warf ein Student der Medizin das Schlagwort unter die Massen: Los von Rom! Das war der Geburtstag der sogenannten Los von Rom-Bewegung. Der Kampf begann. Von katholischer Seite wurde alles getan, die unbequeme Opposition zu unterdrücken. Man ließ es an Gewaltmaßregeln, Schmähungen und Verleumdungen nicht fehlen. Umsonst. Die Bewegung, die, wie wir gesehen haben, politisch und national begonnen, erstarkte immer mehr durch die in ihr vorhandene und immer mehr zur Geltung kommende religiöse Kraft. Zu dem Rufe: wir wollen Deutsche bleiben, gesellte sich von Anfang an der andere: wir wollen deutsch mit unserm Gotte reden, und die Losung: Los von Rom! wurde, wenn auch nicht bei allen, so doch bei vielen überboten durch die bessere: Hin zu Christus, hin zum Evangelium! Der Erfolg war ein über Erwarten großer. Sind doch in den neun Jahren (1898—1906) nicht weniger als 42,395 Übertritte zur protestantischen Kirche erfolgt (die 11,732 zur alt-katholischen nicht gerechnet), 80 Pfarrer oder Vikare neu angestellt, 70 evangelische Kirchen und Kapellen gebaut, 200 evangelische Predigtstationen und 200 Stellen für Religionsunterricht errichtet worden! Ein ansehnlicher Zuwachs zur evangelischen Kirche. Und nicht bloß neue Gemeinden bildeten sich aus den Übergetretenen, auch die alten erstarkten, lebten wieder auf, erwachten aus ihrer Gleichgültigkeit, gewannen neuen Glaubensmut, mehrten sich, als sie sahen, was der evangelische Geist unter den Katholiken wirkte. Nicht lauter echte gefestigte Christen hat die Los von Rom-Bewegung gezeitigt, es traten wohl manche über, bloß weil ihnen das römische Wesen nicht mehr gefiel, mehr aus negativer Oppositionslust als aus Heilsbegierde, es mag Spreu unter dem Weizen sein; und wahrlich zuviel darf auch nicht verlangt werden von Leuten, die zeitlebens in religiöser und kirchlicher Verwahrlosung gehalten waren; und doch, wir haben der unverdächtigen Zeugnisse genug von solchen, denen im Evangelium ein neues Licht und Leben aufging. So bekannte ein angesehener Fabrikant: es geht eine Veränderung in mir vor, seitdem ich evangelisch bin, und ein anderer: Ach wie leid tun mir alle, die noch in

Knechtſchaft ſchmachten, wie bin ich jetzt ſo reich; ein dritter: wie glücklich bin ich als evangeliſcher Chriſt, wie ich's früher nie geahnt. Handwerker, Kaufleute verſammeln ſich des Abends, um gemeinſam das Neue Teſtament zu leſen und bei vielen bewährt das evangeliſche Kirchenlied ſeine alte Kraft, ſie ſingen ſich das Evangelium ins Herz hinein. Wir kennen es von Jugend auf, wir ſind daran gewohnt, es fährt bei uns niemand von ſeinem Sitze auf, wenn ihm von Chriſtus, dem

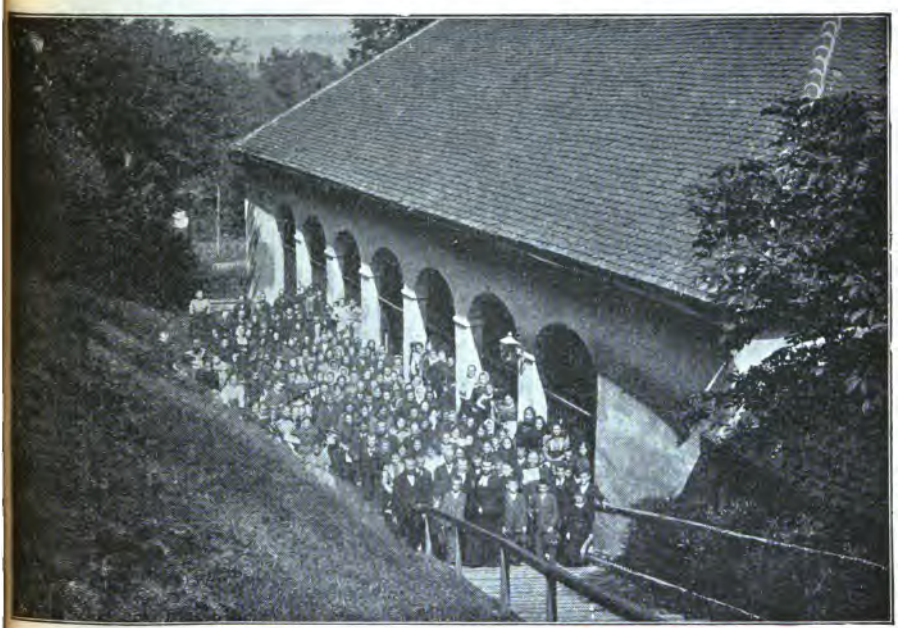
Betſaal in Deutſch-Horſchowitz.

einzigen Sünderheiland, vom Vater im Himmel und ſeiner freien Gnade gepredigt wird. Es geht uns wie einem, der ſein Lebtag im Überfluß und an reich beſetzter Tafel ſaß, er wird leicht verwöhnt. Wenn wir einige Jahre oder Jahrzehnte in ſtreng katholiſchem Lande ohne evangeliſchen Gottesdienſt leben müßten und in die Nachtſeiten der römiſchen Kirche zu ſchauen Gelegenheit hätten, wir möchten vielleicht auch dankbar und heilshungrig werden. Das iſt aber der Fall bei jenen öſterreichiſchen Glaubensbrüdern. Welche Entbehrungen ſie in kirchlicher Hinſicht ſich oft gefallen laſſen, mit welch dürftigen Gottesdienſtſtätten ſie ſich oft und lange behelfen müſſen, das

zeigen dem Leſer die beiden beigegebenen Bilder, von denen das eine den zum Betſaal hergerichteten Wirtshausſaal in Deutſch-Horſchowitz, der erſten böhmiſchen Übertrittsgemeinde, darſtellt, das andere die berühmt gewordene Eiskellerkirche im ſteiriſchen Fürſtenfeld. Pfarrer Gantenbein von Chur, der in jüngſter Zeit Öſterreich mehrmals bereiſte und beſonders das Los von Rom-Gebiet beſuchte, brachte die freudige Überzeugung heim, daß die Brüder drüben in Öſterreich mit verſchwindenden Ausnahmen unſerer reichlichſten Unterſtützung nicht bloß bedürftig, ſondern auch würdig ſeien und daß die Los von Rom-Bewegung nicht ein bloßes Strohfeuer ſei, ſondern ſich zu einer nachhaltigen, nicht ſo bald zu unterdrückenden religiöſen Bewegung vertieft habe. Bekannt iſt, welchen Eindruck die Los von Rom-Bewegung auf den katholiſchen Dichter Roſegger machte, wie er zugunſten eines evangeliſchen Kirchenbaus in ſeiner ſteiriſchen Heimat Mürzzuſchlag einen öffentlichen Aufruf erließ, der in kurzem über 70,000 Kronen einbrachte, wie er den dortigen Gottesdienſt gerne beſucht, weil ihm eine evangeliſche Predigt „eine wahre Labnis“ iſt und wie er ſich freute, als in dieſer Heilandskirche ſeine vier erwachſenen Kinder zum Proteſtantismus übertraten und ſein erſtes Enkelkind daſelbſt getauft wurde.

Und wie ſtellt ſich nun der proteſtantiſche Hilfsverein dazu? In Deutſchland hatten ſich ſofort der evangeliſche Bund und der Guſtav-Adolf-Verein der neuen Bewegung kräftig angenommen; die Schweiz durfte und wollte nicht zurückbleiben. Aber man war ſich hier von Anfang an darüber klar: „wenn die Beihilfe angeſichts des Umfanges, den das neue Unterſtützungsgebiet vorausſichtlich annehmen wird, auch nur von einiger Bedeutung und Wirkung ſein ſoll, wird ſie Summen erfordern, über welche die ſchweizeriſchen Hilfsvereine neben ihrer bisherigen Betätigung bei weitem nicht verfügen können.“ So ſprach ſich im ſt. galler Jahresbericht von 1890 alt Landammann Sarer aus und regte darum den Gedanken einer geſonderten Aktion an. Und ſo geſchah es. Am 5. Juni 1891 traten in Winterthur ca. 50 Pfarrer, der Mehrzahl nach aus der Oſtſchweiz, zu einem „Schweizeriſchen Verein für

die Evangelischen in Österreich“ zusammen, dessen Zweck ist, „die neuen Glaubensgenossen in Österreich brüderlich zu unterstützen und um dem wilden Kollektieren*) einen Riegel zu stoßen, eine organisierte Hilfeleistung zu schaffen Hand in Hand mit den protestantisch-kirchlichen Hilfsvereinen.“ Die Befürchtung, es möchte der neue Verein unsern Hilfsvereinen Abbruch tun, indem er ihnen ihre bisherigen Freunde und Mittel entziehe,



Eiskellerkirche in Fürstenfeld

hat sich glücklicherweise nicht erfüllt. Es ist gegangen, wie es oft geht, wenn neuer Eifer und neue Liebe für eine gute Sache sich regt; es finden sich neue Freunde willig zum Geben und Helfen, es werden weitere bisher nicht erreichte Kreise ins Interesse und in die Mitarbeit gezogen. So war denn dies das erfreuliche Ergebnis, daß in den letzten sieben Jahren zu

*) Schon 1891 hatten die protestantischen Hilfsvereine einen Beschluß gefaßt zur Einschränkung des zum Unwesen und zur Belästigung gewordenen Kollektierens, in der Weise, daß sie keinerlei auswärtige Kollektanten an das Publikum empfehlen.

den bisher vom protestantischen Hilfsverein jährlich nach Österreich gesandten 30,000 Franken je weitere 30,000 Franken vom Verein für die Evangelischen in Österreich konnten hinzugefügt werden und dies in der Weise, daß die beiden Vereine sich jeweilig über die Verwendung der Gaben miteinander verständigen, indem der protestantische Hilfsverein, seiner Aufgabe entsprechend, die alten schon bestehenden, der Verein für Österreich dagegen vorwiegend die neugebildeten Los von Rom-Gemeinden unterstützt.

Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Möge unsern zahlreichen hilfsbedürftigen Glaubensgenossen in Österreich aus der Fülle des göttlichen Segens und der brüderlichen Liebe stets die so notwendige Handreichung zufließen. Vor Jahren kam ein Prediger aus England nach Böhmen und warf den dortigen Protestanten vor: es fehle ihnen an Glauben. Das schmerzte sie tief und auf das 11. Kapitel im Hebräerbrief hinweisend antworteten sie: „Es gibt einen Glauben, der die Heere der Feinde zurückgeschlagen, der die Toten lebendig empfangen, der bis hoch in den Himmel erhoben die unaussprechliche Herrlichkeit gesehen hat; aber auch einen Glauben, der sich hat ans Kreuz strecken lassen, der in Höhlen gewohnt hat, der Feuerqualen erduldete. Das ist der Glaube unserer Kirche, ihr historisches Erbteil: das Dulden, ihre Waffen sind die Tränen und ihr Panier ist das Kreuz."

Wohl uns, daß wir diesem Glauben zu Hilfe kommen dürfen.

9. Das Werk in Chile.

„Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es wieder finden nach langer Zeit." So mahnt der Prediger Salomo. Und ähnlich lautet der Spruch Goethes:

„Was willst du untersuchen,
Wohin die Milde fließt!
Ins Wasser wirf deine Kuchen,
Wer weiß, wer sie genießt."

Der protestantische Hilfsverein hat diese Mahnung von Anfang an befolgt, indem er einzelne Gemeinden oder Anstalten jenseits des Meeres unterstützte, so in Nord- und Südamerika oder in Asien und Afrika. Aber nun galt es, ein überseeisches Werk von größerem Umfang selber zu übernehmen und durchzuführen. Das kam so. Der waadtländische Pfarrer Grin hatte im Jahre 1887 eine Reise nach der südamerikanischen Republik Chile unternommen, jenem langgestreckten Küstenland, dessen Flächeninhalt größer als derjenige Deutschlands ist und dessen Länge der Entfernung von Kopenhagen bis Dongola in Nubien gleichkommt. Hier fand er Tausende von protestantischen Schweizern, die ohne rechte Schulbildung, ohne religiöse Pflege einer geistigen und sittlichen Verwilderung anheimzufallen drohten oder schon anheimgefallen waren. Er berichtete nach seiner Rückkehr darüber in Vorträgen, die er da und dort im Schweizerlande hielt, und in einem Buche, auf dessen erste Seite er das Wort Augustin Kellers setzte: „Der Auswanderung wird das Vaterland endlich doch einen sicheren Stab an die Hand geben und die scheidenden Kinder auch über die Ozeane mit seiner Sorge und den treuen Schutzgöttern der alten Heimat begleiten müssen.“*) „Man muß also Neger sein, damit man sich um uns kümmert,“ so hatte ein evangelischer Landsmann in Chile ausgerufen, als Pfarrer Grin ihn besuchte, mit andern Worten: es gibt noch nähere Pflichten als diejenigen den Heiden gegenüber nach der apostolischen Mahnung: lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen. So trat denn Pfarrer Grin am 3. Juli 1888 vor die Delegiertenkonferenz der schweizerischen Hilfsvereine mit der Bitte: Nehmt euch der Landsleute in Chile an und sendet ihnen einen, womöglich zwei evangelische Pfarrer! Die Versammlung erklärte sich mit zehn gegen zwei Stimmen bereit, auf das Gesuch einzutreten und bald fand sich auch der geeignete Mann. Ein junger Pfarrer aus dem Aargau Arnold Leutwyler, geboren 1862, als Bauernsohn mit ländlichen Verhältnissen und

*) Pfarrer Grin, Unsre Landsleute in Chile, aus dem Französischen übersetzt von Hr. R. H. Lausanne, Genton und Viret, 1888. 322 S. Fr. 3.

Arbeiten wohlvertraut, erklärte sich bereit, zu den Volks- und Glaubensgenossen im fernen Chile zu ziehen. Er wurde am

Leutwyler zu Pferd.

1. Juli 1889 in der Leonhardskirche zu Basel vor zahlreich versammelter Gemeinde durch den Präsidenten des Vorvereins zu seinem Amte unter Gebet und Handauflegung eingesegnet.

In Chile angekommen, nahm er seinen Wohnsitz in der im Süden des Landes gelegenen Stadt Traiguen, um von hier aus die Schweizer in den umliegenden etwa 20 Kolonien*) zu besuchen und seelsorgerlich zu bedienen.

Das nebenstehende Bild zeigt ihn uns, bereit zum Ausritt in die Kolonien. Er selber schreibt darüber an seine Eltern: „Ich halte den Gottesdienst im chilenischen Reiterkostüm, die Reitstiefel an den Füßen mit den Sporren, die Hosen in die Stiefel gestülpt, den Revolver um die Lenden gegürtet, den Reitermantel über die Schultern. Wenn ich zu Pferde sitze, kann mich niemand von einem Chilenen unterscheiden. Selbst die lederne Schlinge, der sogenannte gefürchtete Lasso, fehlt nicht an der Seite meines Pferdes. Ein Pferd ist hier nötiger als ein Paar Schuhe" (der schlechten Wege und weiten Entfernungen wegen). Wie wertvoll ihm sein Pferd, geht aus einem Briefe an den Präsidenten des Vorvereins hervor, wo es über die Erkrankung des Rößleins in rührender Weise heißt: „Ich habe mein Pferd lieb. Es hat mir nun bald ein Jahr gedient und mich nie im Stiche gelassen. Wir haben sozusagen Freud' und Leid miteinander geteilt. Zu wie manchem Gottesdienst, zu wie mancher Taufe, zu wie manchem Kranken hat es mich schnell und sicher hingetragen! Vier Tage und vier Nächte glaubte ich, ich werde es verlieren. Nun hat es sich doch soweit wieder erholt, daß ich hoffe, es werde mir noch weitere Dienste leisten können. Ich habe es an Medizinen und Pflege und — ich schäme mich nicht es zu sagen — an Gebet nicht fehlen lassen. Nur wer wie ich sozusagen jeden Tag von einem solchen Tier abhängt, weiß es zu schätzen."

Über Land und Leute äußert sich ein chilenisches Sprichwort folgendermaßen:

Männer ohne Ehre,
Weiber ohne Zucht,
Blumen ohne Duft,
Fleisch ohne Kraft,
Vögel ohne Gesang.

*) Nach einer Schätzung Leutwylers vom Jahre 1892 befanden sich in 18 Kolonien und Ortschaften zirka 1100 protestantische Schweizer-Kolonisten, während Konsul Widmer Januar 1898 deren ungefähr 1400 zählte.

Und Leutwyler fand dieses ungünstige Urteil bestätigt. Schon einige Monate nach seiner Ankunft in Chile schrieb er: „Soll ich meine Lage kurz und wahrheitsgetreu schildern, so muß ich sagen, daß mir alles das fehlt, was das Leben äußerlich kann angenehm und schön machen, jeder Reiz, jede Freude, jeder Genuß .... Ich bin körperlich ganz heruntergekommen. Es sind sozusagen nur noch Haut und Knochen an mir. Trotzdem habe ich bisher noch keine Funktion aussetzen müssen. Wahr ist es dagegen, daß es mir oft schon sehr sauer geworden, sie zu versehen." Aber trotz alledem reut es ihn nicht, daß er nach Chile gegangen. Er könne hier reiche, wertvolle Erfahrungen sammeln, in einem Monate mehr erleben als drüben in einem Jahr. Er habe im Grunde gefunden, was er suchte: Arbeit im Weinberge des Herrn, Gelegenheit gutes zu tun.

Wohl stieß er bei seinen Rundreisen auf arge Verwilderung der Sitten, besonders durch Trunksucht, Unzucht und Streit, auf religiöse Gleichgültigkeit, Freidenkerei und dann wieder ungesundes Sektierertum, aber es begegneten ihm auch wieder brave, ordentliche Leute, die sich sehnten nach dem Trost des Evangeliums und sein Kommen freudig und dankbar begrüßten. Am meisten jammerte ihn der Kinder, die er ohne regelrechten Schulunterricht und ohne religiöse Unterweisung aufwachsen sah. Um hier wenigstens einigermaßen zu helfen und zu bessern, richtete er Konfirmandenkurse ein, die er je 3—4 Wochen lang in den einzelnen Kolonien abhielt. Freilich das waren dann Wochen angestrengtester Arbeit, da um der kurzen Zeit willen jede Stunde mußte ausgenutzt werden. Hin und wieder mußte Leutwyler mit Rücksicht auf die französisch redenden Konfirmanden neben dem deutschen einen französischen Unterricht abhalten, wie er auch im Gottesdienst und den Kasualfunktionen (Taufen, Trauungen, Beerdigungen) beständig mit zwei Sprachen zu rechnen hatte. Nehmen wir den Konfirmationskurs im Städtchen Viktoria. Da waren es 40 Konfirmanden von sehr verschiedenem Alter, darunter ein Ehepaar, der Mann 18, die Frau 17 Jahre alt, sowie eine etwa 20jährige Witwe. Der Pfarrer hatte seine Schüler den ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend um sich versammelt, die Pausen zwischen

dem Unterricht füllte er mit Spielen oder mit Gesang von Volksliedern aus, ein ermüdendes Tagewerk! Hören wir Leutwyler selbst: „War der Unterricht nachts zehn Uhr zu Ende und mein Lokal gegen elf Uhr von den letzten Leuten geräumt, so war ich todmüde. Ich streckte mich dann der Länge nach aus auf eine Bank in der Nähe der Kohlenpfanne, des „Brasero," und las noch zur Vorbereitung auf den folgenden Tag bis gegen ein oder zwei Uhr. Dann schlief ich wohl drei oder vier Stunden sehr gut und verfiel hierauf in einen Halbschlaf, da ich schon meine Kinder vor mir sah und unterrichtete. Gegen sieben Uhr stand ich auf, vollkommen ausgeruht und munter und froh, ans neue Tagewerk zu gehen. Ich fühlte mich an Leib und Seele wohler und gesunder als je. Das ist lauter Liebe, Freundlichkeit und Güte Gottes, ja lauter Gnade, unverdiente Gnade. — Ich fühle mich reicher als ein König inmitten meiner lieben Kinder . . . wenn ich an die freudestrahlenden, verklärten Gesichter meiner Kinder denke, dann muß ich es laut bekennen, ja es ist doch etwas Seliges, ein Christ zu sein, noch seliger aber ist, ein Diener des Wortes Christi zu sein, das Seligste aber ist, als Hirte die Herde zu hüten, die der gute Hirte uns anvertraut hat." Und dann die Konfirmation. Das war ein Freuden- und Festtag für Viktoria. Lokal und Abendmahlstisch prangten in reichem, natürlichem und künstlichem Blumenschmuck. Die Konfirmanden waren auf zehn Uhr eingeladen, erschienen aber schon nach acht Uhr, so daß die Feier schon um halb zehn mußte eröffnet werden. Die Konfirmanden antworteten in der Prüfung zu aller Freude. An die Behandlung der Lehre von der Taufe schlossen sich zehn Kindstaufen an. Dann folgte eine Mittagspause. Nach ein Uhr begann der zweite Teil der Feier, in Anwesenheit von über 150 Personen, welche Lokal, Gänge und Treppen füllten. Ich freute mich, berichtet Leutwyler, über die gute Gesinnung der Kinder, sie eigneten sich ihren Denkspruch jeweilen sofort an, indem sie aus eigenem Antriebe ein Wort beifügten, wie ihnen der heilige Geist gab auszusprechen, entweder: „Amen" oder „Amen, das geschehe" oder „ja will's Gott" oder „ja das walte Gott". Inzwischen war es halb fünf Uhr geworden.

Nun entließ der Pfarrer die Nichtkommunikanten. Es folgte eine Prüfung der Konfirmanden über die Abendmahlslehre, dann die liturgische Feier und das heilige Mahl mit über 100 Abendmahlsgästen bis gegen acht Uhr abends.

Aber nicht immer verliefen Unterricht und Feier so schön und friedlich, nicht überall fand Leutwyler solche Empfänglichkeit. In der Stadt Temuco begegnete sein Anerbieten, einen Konfirmandenkurs zu erteilen, Achselzucken und Hohn. „Was, hieß es, konfirmieren? das ist bei uns schon längst nicht mehr Mode. Die Mädchen heiraten mit zwölf Jahren und dann sind sie konfirmiert", oder: „Wozu müssen denn eigentlich die jungen Leute drei bis vier Wochen zum Pfarrer hinlaufen? Eine Stunde sollte doch genügen, um ihnen das Unser-Vater beizubringen; und mehr brauchen sie gar nicht zu wissen!" In einem andern Orte reizten die „Glaubensbrüder" aus Rache für Zurückweisung einiger zu junger und unvorbereiteter Kinder vom Konfirmandenunterricht die Chilenen auf, den Gottesdienst zu stören, dadurch daß dieselben mit ihren Pferden rückwärts gegen die Türe des Lokals rannten. In Ercilla mußte Leutwyler mit seinen Konfirmanden in ein abgelegenes Zimmer ziehen, weil eine Bande Lumpengesindel den Unterricht durch Lärmen, Tanzen und Singen von unflätigen Liedern störte, und wieder anderswo lud man die Neukonfirmierten zu einem Trinkgelage mit Tanz ein, als einem würdigen Abschluß des Konfirmations- und Kommunionstages.

Es kann uns nicht wundern, daß bei solchen Erfahrungen das Gefühl der Vereinsamung doppelt schwer auf unserm Freunde lastete und so hören wir ihn schon in seinen ersten Berichten die Bitte aussprechen: „Schickt mir einen Kollegen, dann können wir zusammen wohnen, beten, arbeiten, reisen, leben!" Es währte nicht lange, so konnte seinem Wunsch entsprochen werden. Da etwa ein Drittel der protestantischen Schweizer in Chile aus den welschen Kantonen stammte, so mußte man auf die Gewinnung eines französischen Reisepredigers Bedacht nehmen. Zum Glück fand sich bald ein solcher in der Person des Herrn Emil Burger aus dem Kanton Neuenburg. Und schon im Herbst 1891 konnte derselbe mit seiner jungen Frau nach seinem

fernen Arbeitsfeld abreisen. Nun folgte eine sechsjährige gemeinsame Arbeit der beiden treuen Pfarrer zum Segen der dortigen Gemeinden, indem jeder den andern in seiner Eigenart zu verstehen und zu ergänzen suchte. Immerhin zeigte es sich, daß die Zahl der französisch redenden Kolonisten im Abnehmen begriffen und das Werk unter ihnen kleiner war, als man gedacht. Diese Wahrnehmung hatte schon 1894 die Konferenz der Hilfsvereine zur Rückberufung Pfarrer Burgers bewogen und nur durch die Fürsprache und das opferwillige Eintreten der welschen Sektionen war der Beschluß rückgängig gemacht worden, bis er drei Jahre später doch wieder gefaßt und nun definitiv ausgeführt wurde. Es war übrigens nicht bloß die Abnahme der Zahl seiner Kirchgenossen, was Herrn Burger niederdrückte und am erfolgreichen Arbeiten zweifeln machte, sondern noch mehr der innere Stand derselben. Während Leutwyler sich über jeden wenn auch noch so kleinen Erfolg im Gemeindeleben zu freuen vermochte und mit frohem Optimismus und seltener Elastizität weiterwirkte, ohne ängstlich zu fragen, wie tief die Einwirkung gedrungen, konnte sein Kollege über die trüben Erfahrungen nicht so leicht hinwegkommen, er sah in den dürren ausgebrannten Feldern ein Bild der trostlosen geistlichen Dürre um ihn her und einzelne wohltuende Erlebnisse, wie der Kapellenbau in Adencul oder die Freude am Jugendunterricht besonders in der Sonntagsschule, vermochten nicht jene schmerzlichen aufzuwiegen.

Das wurde freilich beiden immer gewisser, daß, wolle man in Chile einen reellen und bleibenden Erfolg erreichen, bei der Jugend einzusetzen sei und zwar viel intensiver und gründlicher als dies bisher durch Abhaltung von Konfirmandenkursen und dergleichen hatte geschehen können. So dachte Burger an die Gründung eines Konfirmandenhauses, während Leutwyler weiter gehen wollte und den Plan zur Errichtung einer Waisenanstalt in Traiguen faßte und, wie aus dem folgenden zu ersehen ist, mit großer Energie und Hingebung auch ausführte.

Er fand die erschreckend große Zahl von 177 verwaisten oder von ihren Eltern gänzlich vernachlässigten Kindern und beschloß, rasch ans Werk zu gehen. Persönlich reiste er im Herbst 1892 nach Santiago, der Hauptstadt Chiles, die Re-

gierung um Überlaſſung eines Landſtückes zu bitten, und erhielt nach vielen Audienzen, langem Warten und Überwinden jeſuitiſcher Umtriebe ein ſolches von 80 Hektaren in der Nähe von Traiguen. Sofort ſchritt er zum Bau, bei dem er wacker im Schweiße ſeines Angeſichtes mit Hand anlegte; ſchon Ende Februar 1893 ſtand der Rohbau vollendet, Leutwyler überließ dann die Paſtoration der Kolonien ſeinem des Deutſchen ebenfalls kundigen Kollegen Burger, eilte nach der Schweiz, um hier Freunde und Geber für ſein Waiſenhaus zu gewinnen. Das gelang ihm über Erwarten. Binnen Jahresfriſt floſſen aus der Schweiz über 17,000 Fr. für dieſes Liebeswerk. Leutwyler kehrte ſchon im Auguſt mit ſeiner ihm eben angetrauten Gattin nach Traiguen zurück und am 29. April konnte das Waiſenhaus Providencia eingeweiht und von 36 Zöglingen bezogen werden. Natürlich herrſchte innerhalb der Hilfsvereine Freude über ſolchen Erfolg des mutigen Diaſporapfarrers und gerne war man bereit, Gaben für Leutwylers Waiſenhaus zu vermitteln, wenn man auch das Riſiko der Anſtalt ſelbſt deſſen Gründer überlaſſen mußte, da die Vereinskaſſe durch die Beſoldung der beiden Pfarrer übergenug in Anſpruch genommen war. Was Leutwyler im Glauben begonnen, gedieh und erſtarkte unter Gottes ſichtbarem Segen. Nun war ein feſter Mittelpunkt, der Anfang einer wirklichen Gemeindebildung vorhanden. In ſeinem Waiſenhaus konnte der Pfarrer ſeine Konfirmanden ungeſtört unterrichten, hier einen Gemeindekern ſich bilden, von hier aus die Kolonien beſuchen und paſtorieren. Und wie ganz anders wurde in Chile ſelbſt Leutwylers Arbeit geſchätzt, ſeit er ſich der verwaiſten und verwahrloſten Kinder in hilfreicher Liebe annahm. Nicht bloß mehrten ſich die Stimmen, die öffentlich ſeinem Wirken Anerkennung und Lob zollten, ſondern es bildeten ſich in Traiguen und anderen chileniſchen Städten Frauen-Vereine, die für die Waiſenkinder arbeiten, die Geldgaben aus Chile ſelbſt floſſen immer reichlicher und bald nach Eröffnung der Anſtalt gewährte der chileniſche Staat einen Jahresbeitrag von 2000 Talern, ebenſo der ſchweizeriſche Bundesrat ganz von ſich aus ſeit dem Jahre 1898 einen ſolchen von 1334 Franken, der ſpäter erhöht wurde. Seit

1898 besteht auch ein chilenisches Direktorium der Anstalt. Dazu kommt, daß unter der kundigen Leitung des Vorstehers der Ertrag der Landwirtschaft immer ergiebiger wurde. Es konnte weiteres Land erworben und neben dem Mutterhaus ein zweites großes Anstaltsgebäude erbaut werden. (Siehe Bild). So kam es, daß Leutwyler zu Anfang des Jahres 1907, nachdem die letztjährige Anstaltsrechnung ein

Waisenhaus in Traiguen.

Aktivsaldo von 15,000 Pesos (ca. 15,000 Fr.) ergeben, den Vorverein in Basel mit der hocherfreulichen Kunde überraschen durfte, er und seine Waisenanstalt gedenken fortan auf auswärtige, d. h. europäische Unterstützung zu verzichten.*) Frei-

*) In den Jahren 1889—1906 leisteten die schweizer. protestantischen Hilfsvereine an die Pastoration in Chile Fr. 107,761. 05, außerdem wurden für das Waisenhaus gegeben: Fr. 42,393. 45, zusammen über Fr. 150,000.—. Wir bemerken an dieser Stelle, daß im Jahre 1897 im Kanton Waadt ein Comité romand de secours en faveur de l'orphelinat gegründet wurde.

lich, bis dieses Ziel erreicht war, ging es durch große Mühe und schwere Arbeit hindurch. Man stelle sich vor, was es heißen will, eine Schar von Waisenkindern und Pensionären zu erziehen und zu unterrichten, deren Zahl bald über 100 gestiegen, und die, in einem Alter von 4—23 Jahren stehend, meist aus elenden verwilderten Verhältnissen kommen. Welch ein Kampf gegen Unreinlichkeit, Unsittlichkeit, Trägheit und Unwissenheit! „Wir sind vielgeplagte Leute, die Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen," schreibt Leutwyler 1894 von sich und seiner Frau, „aber der Herr wird wissen, daß wir viel tragen können oder besser gesagt, viel zu tragen nötig haben." Dann kamen Mißernten und Krankheiten. Auch die Verleumdung war geschäftig. Böswillige Menschen stellten in den Zeitungen unsern Leutwyler als einen Schwindler dar, einen Heuchler, der unter frommer Hülle nur darauf ausgehe, sich selber zu bereichern. Am schwersten aber traf es ihn, als seine Frau unter den dreifachen Pflichten der Gattin, Hausmutter und Lehrerin zusammenbrach und er sie im Sommer 1896 nach der Schweiz in eine Heilanstalt verbringen mußte. Und noch war das Maß der Leiden nicht voll. Am Abend des 6. März 1897 wurde Pfarrer Leutwyler, als er zu einem Begräbnis nach der Kolonie Ercilla reiten wollte, im Walde von zwei Räubern überfallen und bis aufs Hemd ausgeplündert und zwei Jahre darauf mußte er sich im Spital zu Traiguen einer schmerzhaften Unterleibsoperation unterziehen, die das Jahr darauf in Valparaiso nochmals mußte vorgenommen werden. So können wir es wohl verstehen, wenn schwere Gedanken und Ahnungen sein sonst frohes Gemüt umdüsterten — der Tod ist mein ständiger Begleiter, ruft er in einem seiner Berichte aus — und er den Freunden in der Schweiz gegenüber wiederholt die Absicht äußerte, in sein Vaterland zurückzukehren, was ihm besonders auch im Hinblick auf die Erziehung seines 13jährigen Knaben erwünscht erscheinen muß. Aber wie schwer wird es halten, einen Nachfolger und Ersatz für ihn zu finden! Einstweilen freuen wir uns, daß er zum Segen vieler tapfer auf seinem schwierigen Posten ausharrt, und wir danken mit ihm den hilf-

reichen treuen Mitarbeitern, die ihm in schwerer Zeit zur Seite standen oder noch zur Seite stehen. Wir nennen außer Pfarrer Burger, Leutwylers Schwester, Missionar Krauß, Lehrer Bachofner und dessen Frau. Wir schließen diese kurze Geschichte des Werkes in Chile mit einigen Stellen aus dem 10. Anstaltsbericht Leutwylers vom Jahre 1904: „Wenn ich," sagt er, „die zehn Jahre Anstaltsleben mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Erfolgen und Mißerfolgen überblicke, besonders aber wenn ich ihre einstigen sehr bescheidenen Anfänge vergleiche mit der Entwicklung und Ausdehnung, die sie gegenwärtig erreicht hat, dann wird mir das Herz voll und ich möchte öffentlich und ausführlich sagen, was der Herr großes an uns getan hat. Während ihres zehnjährigen Bestehens sind über 800 Kinder verpflegt, unterrichtet und erzogen worden. Mit wenigen Ausnahmen sind die jungen Leute, von denen wohl ein gut Teil, ohne die Wohltaten der Anstalt zu genießen, elendiglich zugrunde gegangen wären, gegenwärtig nützliche und brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft. Diese meine Aussage wird bestätigt durch die immer sich steigernde Nachfrage nach entlassenen Zöglingen. Not und Mangel hat meine Anstalt eigentlich nie gelitten, aber doch waren die ersten Jahre, als noch jedes Bißchen mußte gekauft werden, schwer, zumal da die verfügbaren Mittel etwas knapp waren. Ja in der Tat, welch ein ungeheurer Unterschied zwischen einst und jetzt! Wo einst wetterharte Waldbäume standen, erheben sich jetzt stattliche Gebäude. Wo einst nichts zu sehen war als Stöcke, Steine und Gebüsch, sind jetzt mehrere Tausend wohlgepflegter Frucht- und Waldbäume, wo einst große Sümpfe sich ausdehnten, ist jetzt ein wogendes Kornfeld."

Nachdem er allen Wohltätern und Freunden in Chile und in der Schweiz herzlichen Dank gesagt, schließt er seinen Bericht mit den Worten: „Vor allem aber gebührt die Ehre und der Dank dem treuen Herrn und Gott, von dem ja doch im Grunde alles Gute herstammt, was etwa Menschen auf Erden tun können. Er hat uns und unser Werk zehn Jahre lang durch viele und große Schwierigkeiten hindurch gerettet und

damit gezeigt, daß es sein Werk ist. Auf seinen allmächtigen Schutz vertrauen wir auch in der Zukunft.“ Wir aber in der Heimat freuen uns des Segens, den auch wir von dem Werk in Chile und unserer Teilnahme an demselben verspüren durften, und gedenken des Wortes, von dem wir ausgingen: „Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es wieder finden nach langer Zeit.“

* * *

Und nun sei es genug der Bilder aus der Diaspora. Der Leser, der uns freundlich und geduldig bis hierher gefolgt, wird es gerne bezeugen: es ist ein gutes heiliges Werk, an dem die Hilfsvereine stehen, wert der kräftigen Unterstützung durch das evangelische Volk. Wenn die Arbeit wächst, so sollten auch die Kräfte und Mittel wachsen, sie zu vollbringen. Die Hilfsvereinsleute sind wohl oft in Bedrängnis und wissen kaum, wie den stets sich mehrenden Aufgaben zu genügen. Aber sie klagen und verzagen nicht, sondern arbeiten getrost weiter im Vertrauen auf Gottes Hilfe und der Brüder Liebe. Sie erinnern sich des Wortes, das einst ein Glaubensbruder aus Österreich aus seiner oft trostlosen Not ihnen zugerufen: „Ihr habt es gut; wenn ihr in Not seid, so ist's die Not des Sieges“, und sie gedenken an das Wort unsres schweizerischen Reformators Zwingli: „Einem Christenmenschen kommt es zu, mit Gott immer Schweres und Großes zu vollbringen.“

Uns ist bange, aber wir verzagen nicht; wir sind in Not, aber es ist die Not des Sieges!

Anhang.

1. Die schweizerischen protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine in chronologischer Reihenfolge ihres Entstehens.

1.	1842	18. Oktober Basel.
2.	1842	12. Dezember Schaffhausen.
3.	1843	13. Juni Zürich.
4.	1843	14. Juni Neuenburg.
5.	1843	26. Juni Bern.
6.	1843	14. Juli St. Gallen.
7.	1843	9. September Genf.
8.	1844	17. Mai Graubünden.
9.	1844	5. August Appenzell.
10.	1844	20. November Thurgau.
11.	1846	im Juli, neu gegründet 18. Juli 1854 Waadt.
12.	1846	13. Oktober Aargau.
13.	1846	8. November Baselland.
14.	1853	Glarus.
15.	1857	23. Februar Freiburg (Murten, Seebezirk).

2. Schweizerische Liebesgabe.

Nr.	Jahr	Empfänger	Fr. Cts.
1.	1863	St. Antoni	2,850.—
2.	1864	St. Antoni	5,125.—
3.	1865	Baar	2,750.—
4.	1866	Freiburg	2,950.—

5.	1867	Gurmels	3,250.—
6.	1868	Freiburg	4,004.30
7.	1869	Olten	3,100.—
8.	1870	Sitten	3,560.—
9.	1871	Baar	2,300.—
10.	1872	Saletz	3,520.—
11.	1873	Cordaſt	2,500.—
12.	1874	Sitten	3,713.—
13.	1875	Cordaſt	3,709.25
14.	1876	Siebnen	4,010.15
15.	1877	Wallenſtadt	4,117.—
16.	1878	Sitten	4,032.—
17.	1879	Cordaſt	3,080.—
		Romont	1,540.—
18.	1880	Bremgarten	4,160.50
19.	1881	Freiburg	4,175.—
20.	1882	Appenzell	4,125.—
21.	1883	Arlesheim	4,107.—
22.	1884	Alpnach	4,125.—
23.	1885	Ragaz	4,175.—
24.	1886	Bulle	4,125.—
25.	1887	Allſchwil	4,175.—
26.	1888	Freiburg	4,250.—
27.	1889	Brunnen	4,350.—
28.	1890	Willisau	4,350.—
29.	1891	Pruntrut	4,350.—
30.	1892	Wyl, (St. Gallen)	4,300.—
31.	1893	Rheinfelden	4,400.—
32.	1894	Appenzell	4,600.—
33.	1895	Bellinzona	4,600.—
34.	1896	Bulle	4,650.—
35.	1897	St. Antoni	4,550.—
36.	1898	Goßau	4,500.—
37.	1899	Payerne	4,500.—
38.	1900	Willisau	4,500.—
39.	1901	Egerkingen	4,600.—
40.	1902	Locarno	4,600.—

41.	1903	Erstfeld	4,700.—
42.	1904	Vitznau	4,700.—
43.	1905	Biasca-Novaggio	4,800.—
44.	1906	Miécourt	4,750.—

3. Österreichische Liebesgabe.

Nr.	Jahr	Empfänger	Fr. Cts.
1.	1893/94	Czaslau in Böhmen (Seminar)	2,255.—
2.	1894/95	Brünn in Mähren	2,350.—
3.	1895/96	Horitz in Böhmen	2,450.—
4.	1896/97	Prag-Weinberge	2,400.—
5.	1897/98	Kuttelberg in Schlesien . . .	2,320.—
6.	1898/99	Klagenfurt in Kärnten (Alumnat)	2,420.—
7.	1899/1900	Königgrätz in Böhmen . . .	2,520.—
8.	1900/01	Trnow in Böhmen	2,470.—
9.	1901/02	Uljanik in Slavonien	2,820.—
10.	1902/03	Krabschitz in Böhmen	2,820.—
11.	1903/04	Olmütz in Mähren	2,770.—
12.	1904/05	Wüst-Rybna in Böhmen . . .	2,575.—
13.	1905/06	Czaslau (Seminar)	2,600.—
14.	1906/07	Teschen in Schlesien (Anstalten)	2,600.—

4. Reformationskollekte.

Nr.	Jahr	Empfänger	Fr. Cts.
1.	1897	Bellinzona (Tessin)	32,767.41
2.	1898	Bremgarten (Aargau)	36,956.32
3.	1899	Arth-Goldau (Schwyz)	60,580.—
4.	1900	Goßau (Bütschwyl) St. Gallen . .	55,337.05
5.	1901	Laufen (Bern)	60,065.81
6.	1902	Monthey (Wallis)	65,404.19
7.	1903	Zug	67,458.85
8.	1904	Wallenstadt (St. Gallen) *)	73,656.20
9.	1905	Balsthal (Solothurn)	65,334.26
10.	1906	Freiburg	72,649.—
		Summa .	590,209.09

*) inkl. Franken 6000 Hauskollekte in Wallenstadt.

5. Die jährliche Gesamtleistung der fünfzehn schweizer. protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine (1887—1906).

Jahr	Fr. Cts.	Jahr	Fr. Cts.	
1887	162,002.56	1897	207,306.71	(erste Reform. Kollekte)
1888	155,372.80	1898	216,138.47	
1889	165,414.93	1899	253,250.47	
1890	164,635.82	1900	252,031.32	
1891	154,646.67	1901	249,201.21	
1892	165,384.84	1902	256,004.04	
1893	178,899.22	1903	263,828.85	
1894	175,348.57	1904	290,655.43	
1895	171,096.63	1905	279,213.02	
1896	167,747.59	1906	277,008.66	

Um zu zeigen, wie die Leistungen sich auf die einzelnen Vereine verteilen, geben wir die folgende Zusammenstellung aus dem Jahre 1906:

	in die Schweiz	ins Ausland	Verwaltung	Total
	Fr. Cts.	Fr. Cts.	Fr. Cts.	Fr. Cts.
Aargau	7,773.10	900.—	408.65	9,081.75
Appenzell	5,443.47	2,299.80	292 35	8,035.62
Basel (inkl. Frauenverein)	20,284.03	12,976.—	1,171.43	34,431.46
Baselland	7,242.63	470.—	322.44	8,035.07
Bern (inkl. Frauenverein)	43,968.20	552.50	1,810.84	46,331.54
Freiburg	1,338.40	—	11.—	1,349.40
Genf	9,385.—	17,117.40	1,535.85	28,038.25
Glarus	2,977.95	650.—	50.—	3,677.95
Graubünden	4,360.31	950.—	160.—	5,470.31
Neuenburg	7,246.11	2,000.—	216.22	9,462.33
Schaffhausen (inkl. Frauenverein)	2,350.—	1,710.—	308.70	4,447.70
St. Gallen	13,250.—	5,308.—	1,143.15	19,701.15
Thurgau	7,250.—	2,373.80	408.22	10,032.02
Waadt	17,365.67	2,118.—	885.14	20,368.81
Zürich	53,429.20	6,990.—	4,038.60*)	64,307.80
Gust.-Ad.-Verein	2,412.50	1,575.—	—	4,087.50
Total	206,176.57	57,990.57	12,841.59	277,008.66

*) Anmerkung. Hier sind 1800 Fr. eingerechnet, 200 vom Männerverein Zürich zugunsten der Hilfskasse für Diasporaangestellte und 1600 für den vom Frauenverein neu gegründeten Fonds zur Unterstützung kranker oder erholungsbedürftiger Geistlicher und Lehrer der Diaspora. Ebenso wird jeweilen der Ueberschuß der von den Sektionen dem Vorverein übergebenen Verwaltungsgelder der Hilfskasse zugewendet.

Die Vereine mit ihren Patronatsgebieten.

Aargau.

Bremgarten 1845 gegründet. 1875 staatlich anerkannt. 1884 Pfarrhaus. 1900 Kirche.

Rheinfelden 1853 gegründet. 1875 staatlich anerkannt. 1895 Kirche.

Frick seit 1881 von Bözen und seit 1894 von Umiken aus pastoriert.

Mellingen seit 1895 von Othmarsingen aus pastoriert.

Außerdem von Aargau aus versehen: Stein, Zuzgen, Muri, Fahlenbach, Dagmersellen, Hochdorf.

Appenzell.

Die Protestanten im katholischen Halbkanton seit 1875 von Gais aus pastoriert. 1881 Gemeindehaus in Appenzell gekauft mit Betsaal. Seit 1890 ständiger Pfarrer.

Basel-Stadt.

Olten seit 1858 Pastoration. 1859 Kirche, bald auch Pfarrhaus.

Sursee seit 1897 Pastoration.

Tessin seit 1883 Pastoration. 1899 Kirche in Bellinzona, 1901 in Lugano mit Pfarrer, 1900 in Locarno.

Baselland. (Basel-Stadt.)

Arlesheim 1855 Kirche und Pfarrer. 1882 Kirchgenossenschaft. 1892 Pfarrhaus. 1898 selbständig.

Allschwil seit 1858 von Basel aus pastoriert; seit 1878 Kirchgenossenschaft mit Pfarrer. 1889 Kirche.

Birsfelden seit 1842. 1866 Kirche und Pfarrer. 1889 Pfarrhaus.

Balsthal-Gäu. Von Langenbruck aus pastoriert. Seit 1892 Pfarrer. 1898 Kirche in Egerkingen. 1906 Kirche und Pfarrhaus in Balsthal.

Außerdem besorgt Baselland die Pastoration des Leimentales.

Bern.

Freiburg 1836 Le Grand erster Pfarrer. 1838 Schule in Freiburg. 1846 Schule in Obermetteln dann Kessibrunnholz, Berg, Bennewil, Flamatt, Rechthalten, Heitenried, 1856 Gurmels, 1860 Courtepin. 1862 Pfarrer in St. Antoni. 1864 Pfarrhaus in St. Antoni. 1866 Kirche in St. Antoni. Schulen in Ferpicloz, St. Antoni und Fendringen. 1875 neue Kirche in Freiburg. 1894 neues Pfarrhaus in St. Antoni. 1898 zwei Diakonissen und Krippe in Freiburg. 1906 neues Schulhaus in Freiburg.

Wallis 1838 Lehrer Zumstein. 1858 Pfarrer Schieß erster reformierter Geistlicher. Pfarrhaus in Sitten. 1869 Pensionat in Sitten. 1870—1883 Schule in Siders. 1876 Kirche in Sitten. 1891 Schule in Saxon. 1905 Kirche in Siders.

Alpnach 1862 Schule. Pastoration von Luzern aus. 1867 Pfarrer. 1870 Pfarrhaus. 1872 Kirche mit Schule. 1887 Brand der Kirche. 1888 Wiederaufbau.

Willisau 1886 Pfarrer. 1887 Betsaal Hopöschen. 1894 Kirche und Pfarrwohnung in Willisau. 1900 Schule in Hopöschen.

Freiburg.

1875 Kirche und Pfarrwohnung in Cordast.

Genf.

Pastoration in zirka 20 Departements Frankreichs und seit 1864 mit Neuenburg und Waadt zusammen die französische Pfarrei Wien, mit Bern zusammen Oberwallis.

Neuenburg.

Nach Übernahme der deutschen Gemeinden durch den Staat Pastoration von Estavayer. 1857 Schule. 1863 Schulhaus. 1867 Pfarrer.

St. Gallen.

Rorschach seit 1853. 1855 erster Pfarrer. 1862 Kirche. 1868 Pfarrhaus. 1878 selbständig.

Ragaz 1878 Kirchgemeinde. 1890 Kirche.

Wallenstadt 1885 Pfarrer. 1888 Pfarrhaus. 1906 Kirche.

Wyl 1889 Kirchgemeinde. 1891 Kirche und Pfarrer. 1899 Mädchensekundarschule.

Goßau 1900 Kirche.

Bütschwil 1895 Gemeinde.

Oberriet Filiale von Eichberg.

Waadt.

1855 erster Pfarrer im Broyetal und Yverdon. Seit 1868 Yverdon besondere Gemeinde. 1880 Kapelle in Yverdon. 1898 Kirche und Pfarrhaus in Payerne. 1896 Helfer in Moudon. 1857 Pfarrer in Morges. 1891 Kapelle in Morges. 1856 Pastoration von Aigle. 1864 Pfarrer in Aigle. 1892 Kapelle in Aigle. 1846 Schule in Romont. 1876 Betsaal in Romont. Bulle 1884 Pfarrer. 1889 Schule. 1894 Kirche. 1901 Betsaal und 1893 Schule in Monthey. 1902 Pfarrer in Monthey. 1904 Kirche.

Zürich.

Baar seit 1862 mit Cham, Aegeri, Zug. 1863 Pfarrer. 1867 Kirche in Baar. 1871 Schule. 1906 Kirche in Zug.

Siebnen von Zürich und später von Glarus aus pastoriert. 1878 Kirche in Siebnen. 1905 Kirchgemeinde mit eigenem Pfarrer. Pfarrhaus.

Innerschwyz-Uri seit 1886 Pfarrer für Brunnen und Erstfeld. 1890 Kirche in Brunnen, 1899 in Erstfeld mit Pfarrer. 1898 Pfarrer in Arth. 1900 Kirche in Arth.

Tessin (siehe Basel).

Literatur*)

der

protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine in der Schweiz.

I. Gesamtverein und Jahresberichte.

W. LeGrand, Pfarrer, Die kirchliche Not unserer protestantischen Glaubensgenossen in der Nähe und in der Ferne. Basel 1843. Bahnmaiers Buchhandlung. 12 S.

— Dasselbe. 2. vermehrte Auflage. 1844. 46 S.

Zollikofer, Dekan, Gemeinfaßliche Belehrung über den protestantisch-kirchlichen Hilfsverein. 1848.

Th. Claparède, ancien pasteur, **L'œuvre des protestants disséminés** en Suisse. Genève 1869. 23 pages.

J. Scherrer, Pfarrer, Das Werk des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in der Schweiz, geschichtlich dargestellt. St. Gallen 1883. Huber & Cie. 244 S.

Gust. Heusler, Pfarrer, Sekretär des Vorvereins, Alphabetisches Verzeichnis der schweizerisch. protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine und der in den Jahren 1882—1892 von denselben unterstützten schweizerischen evangelischen Gemeinden und Genossenschaften. Basel 1892. Buchdruckerei M. Werner-Riehm. 83 S.

Gedruckte Jahresberichte des Vorvereins und der Sektionen, sowie des Berner und Zürcher Frauenvereins. — Der Jahresbericht des Vorvereins besteht: I. Aus dem Bericht des Hilfsvereins zu Basel. II. Aus einem übersichtlichen Auszug aus den Berichten und Rechnungen der übrigen schweizerischen Hilfsvereine.

Mitteilungen der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine der Schweiz, herausgegeben vom Vorverein 1870—1876, und wieder als

Nachrichten aus der evangelischen Diaspora 1890—1907 (38 Nummern).

Gedrucktes Protokoll der Jahreskonferenzen (seit 1874).

---

*) Dieses Verzeichnis macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch.

Gesamt-Übersicht über die Leistungen der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine in der Schweiz, herausgegeben vom Vorverein. 1887—1907. (Nr. 1 von Pfarrer A. v. Salis; Nr. 2 ff. vom Kassier des Vorvereins, E. His-Schlumberger.)

II. Vereinsblätter und Mitteilungen der einzelnen Sektionen.

Baselland: Blätter zur Förderung der Sache des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in Baselland. Seit 1861 in zwangsloser Reihenfolge redigiert von Pfarrer Rippas, nachher Pfarrer J. Kündig und Pfarrer Fritz Senn. (März 1907: Nr. 167.)

Bern: Blätter zur Förderung der Sache der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine des Kantons Bern. Seit 1880, unter Leitung von Pfarrer M. Ochsenbein. (Januar 1907: Nr. 30.)

Genf: **Feuilles des Protestants disséminés.** Genève 1858—1864.

„ **Bulletin de la Société Genevoise de secours religieux pour les protestants disséminés.** Seit 1901.

Glarus: Blätter zur Förderung der Bestrebungen des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins im Kanton Glarus, redigiert von Pfarrer Stähelin in Schwanden. Nr. 1—6. (Erschien nur 1900 und 1901.)

St. Gallen: Blätter zur Förderung der Bestrebungen des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins im Kanton St. Gallen. Seit 1903.

Schaffhausen: Zum Reformationssonntag. Gruß des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins von Schaffhausen an das evangelische Schaffhauser Volk. Seit 1898.

III. Festschriften und ähnliches.

Bericht des Vorvereins über sein 50jähriges Jubiläum. Ein Gruß an die Gäste und Brudervereine. Basel 1892. Buchdruckerei M. Werner-Riehm.

Ein geistlich Spiel auf Zwinglis Todestag 11. Oktober 1531. Dem Vorverein der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine der Schweiz in Basel zur Feier seines fünfzigjährigen Bestandes (10. u. 11. Oktober 1892) gewidmet von dessen Präsidenten A. v. Salis, Antistes. Basel 1892. E. Birkhäuser.

Fünf Lieder von Jakob Probst. Dem protestantisch-kirchlichen Hilfsverein in Basel zum 10. und 11. Oktober 1892.

Die fünfzigjährige Tätigkeit der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine im Kanton Aargau 1846—1896, von Pfarrer Heiz in Othmarsingen Aarau 1897. Sauerländer.

Fünfzigjähriges Jubiläum des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins Bern am 18. und 19. Februar 1894. Bern 1894. Stämpfli & Cie.

Eine Anzahl Gedenkschriften einzelner Gemeinden: Balsthal, Freiburg, Lyon, Marseille, Ragaz, Rheinfelden, Rorschach, Siebnen, Wyl 2c.

Zum Ganzen vergleiche man auch die Notizen über den protestantisch-kirchlichen Hilfsverein in der Schweiz in:

Herzogs (Haucks) Realenzyklopädie für Theologie und Kirche, 3. Auflage (1906) unter „Schweiz";

Finsler, Kirchliche Statistik der reformierten Schweiz (1856), Seite 26–28;

Blösch, Geschichte der schweiz. reformierten Kirchen. 1899, S. 297—299. 385. 394—396.

IV. Verwandte Vereine.

A. Schweizerischer Verein für die Evangelischen in Österreich. Bericht 1901—1904.

Protestantische Aufgaben an den Evangelischen in Österreich. 1905. (Von demselben Verein herausgegeben).

B. Gustav-Adolf-Verein. O. Pank, Was jedermann von dem Gustav-Adolf-Verein wissen sollte. Leipzig 1904. Arwed Strauch. 228 S. Brosch. Mk. 1. 60.

P. Zauleck, Der Gustav-Adolf-Verein im Kindergottesdienst. Leipzig 1904. Arwed Strauch. 180 S. Mk. 2. 40.

Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine, herausgegeben von Pfarrer Blanckmeister in Dresden. Leipzig, Arwed Strauch. Preis pro Heft 10 Pfg.

Namen- und Sach-Register.

Aargau 38.
Alpnach 49.
Alumneum in Basel 8.
Andermatt 50. 64.
Appenzell 38.
Arth-Goldau 50.
Aigle 54.
Baar 64.
Bachofner, Lehrer 89.
Basel 38.
Baselland 38.
Balsthal-Gäu 44.
Bern 37.
Blaser, Vater 49.
Blaues Heft 20.
Brunnen 50.
Burger, Pfarrer 84.
De Wette 10.
De Quervain, Pfarrer 46.
Diaspora-Gemeinden 52.
Dubuis, Pfarrer 49.
Dusek, Pfarrer in Kolin 68.
Einsiedeln 64.
Emigranten 6.
Erstfeld 50.
Finsler, Antistes 30.
Frauenvereine 14.
Freiburg, Schulen 62.
Freiburg, Verein 38.
Freiburg, Stadt 7.
Frankreich, Diaspora 54.
Gantenbein, Pfarrer 76.
Girard, Pater 59.
Genf 37.
Glarus 38.
Großmann, Dr. 10.
Graubünden 38.
Gustav-Adolf-Verein 10.
Gustav-Adolf-Feste 27.
Goßau 49.
Grin, Pfarrer 79.
Hagenbach, K. R. 12.
Heusler, Pfarrer 24.
His-Schlumberger 20.
Hopöschen 49.
Jakob, Lehrer 44.
Innerschwyz-Uri 50.
Jubiläen 30.
Katholiken 56.
Kollekten, wilde 77.
Konfessionsstatistik 37.
Konfirmandengabe 22.
Le Grand 7. 68.
Lasserre, Pfarrer 47.
Liebesgabe, schweiz. 22.
Liebesgabe, österr. 22.
Locarner 5.
Lachen 54.
Leutwyler, Arnold, Pfarrer 79.
Los von Rom-Bewegung in Österreich 73.
Monthey 48.
Morteau 37.
Neuenburg 37.
Ochsenbein, M., Pfarrer 30. 60.
Öttli, Professor 31.

Österreich, Schulen 65.
Payerne 44.
Probst, J., Pfarrer 35.
Protestantenpatent, Franz Josephs 66.
Ragaz 18.
Reformationskollekte 23.
Rorschach 49.
Rosegger 76.
Salis, A. v., Antistes, Präsident des Vorvereins 23. 30.
Saxer, alt Landammann 76.
Saxon 48.
Stähelin, Ernst, Dr. theol. 17.
Stähelin, Rud., Prof. theol. 31.
Schaffhausen 38.
St. Gallen 38.
Schieß, Em., Pfarrer 45.
Sursee 42.
Sidors 48.
Sitten 45.
Siebnen 54.
Stäfis 37.
Tessin 42.
Thurgau 38.
Toleranzedikt Josephs II. 66.
Toleranzkirchen 67.
Traiguen, Waisenanstalt 85.
Tuchschmid, Pfarrer 70.
Verein für die Evangelischen in Österreich 77.
Vischer, Wilhelm, Professor 18.
Waadt, deutsche Gemeinden 36.
Waadt, Verein 37.
Wach, Professor 31.
Wallis 44.
Wallenstadt 49.
Wien 38.
Willisau-Ruswil 42.
Wyl 64.
Zimmermann, Dr. Karl 9.
Zumstein, Lehrer 44.
Zürich 38.
Zug 42.
Zwingli, Huldreich, Festspiel 33.
Zweigvereine 14.